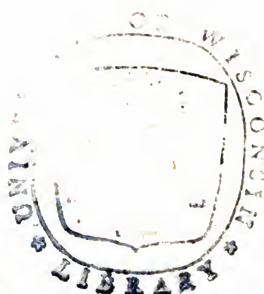
Das wahre Gesicht


UNIV. OF WISCONSIN
LIBRARY

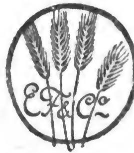
Das wahre Gesicht

Novellen

von

Raoul Auernheimer

Zweite Auflage



Egon Fleischel & Co.
Berlin
1916

Der Unbeliebte

In einem jener Südtiroler Gasthöfe, die, sechzehnhundert bis zweitausend Meter über dem Meere, zwischen rosigen Felsschroffen und blumigen Wiesenhängen gelegen, den größten Teil des Jahres mit geschlossenen Fensterladen verträumen, um dann, im Hochsommer, plötzlich zu einem aufgeregten Leben zu erwachen, Herbergen der großen Welt und Behälter des verwegensten internationalen Luxus zu werden: in einem solchen Dolomitenhotel tauchte eines Tages, schon mehr gegen den Herbst zu, ein junger Mann auf, dem die im Hotel noch anwesenden, nicht mehr sehr zahlreichen Gäste von allem Anfang an mit einer gewissen Voreingenommenheit begegneten, obwohl er gut aussah und sich nicht das geringste zuschulden kommen ließ.

Vielleicht war sein etwas verspätetes Erscheinen die erste Ursache eines anfänglichen Befremdens, das später zunahm. Herr Ernst Wilhelm Einer — diese Namen trug er ins Fremdenbuch ein — kam zu einer Zeit an, wo die meisten bereits abgereist waren, die wenigen Zurückbleibenden aber sich in dem Hotel in einer Weise häuslich eingerichtet hatten, als wäre es ihr Privatbesitz, irgend ein hoch und einsam gelegenes Schloß, auf das sie geladen waren und in dessen Be-

nützung sie sich bis auf weiteres kraft ihres Gastrechtes teilten. Da kam nun dieser Herr Einer aus Berlin — denn selbstverständlich war er aus Berlin — in seinem fünfzigpferdigen Automobil angerattert und machte, mir nichts dir nichts, die Rechte eines zahlenden Hotelgastes in ihrer Halle, in ihrem Speisesaal, auf ihrer Glasveranda geltend. Man fand das unbescheiden.

Ganz besonders aber war es eine kleine Gruppe bevorzugter Personen, die sich durch seine Anwesenheit gestört und beunruhigt fühlte. Es war dies jene gewisse kleine Gruppe, die sich aus jeder größeren menschlichen Gemeinschaft nach einiger Zeit herauszukristallisieren pflegt, auf Schiffen und in einer Hotelhalle gewöhnlich um eine schöne Frau herum, die ihren Mittelpunkt ausmacht, zu der sich alle hingezogen fühlen, und die, indem sie einige auszeichnet, bald genug auch die andern beherrscht.

So war es auch in diesem Berghotel, in das zur Unzeit hineinzuplatzen Herr Einer die unverzeihliche Verwegenheit hatte. Die hier regierende Schöne war eine junge amerikanische Witwe namens World, Mrs. Glory World, die nun schon seit etlichen Jahren in der Welt herumreiste, ohne den Mann zu finden, dem sie ihre außerordentliche Schönheit und ihre, wie Eingeweihte behaupteten, um nichts weniger außerordentlichen Reichtümer zur lebenslänglichen Bewachung hätte anvertrauen mögen. Da sie noch sehr jung war und noch jünger aussah, nannte man sie mit einer sinnigen An=

spielung auf die deutsche Bedeutung ihres englischen Namens die ‚junge Welt', womit man sie zugleich von ihrer Mutter, der noch sehr repräsentativ aussehenden ‚alten Welt' auf eine witzige Weise unterschied. Doch waren dies Scherze, die es nie und nimmer gewagt hätten, bis an das rosige Ohr der wunderschönen Frau zu dringen. Sie wurden von namenlosen Leuten gemacht, die nichts zu sagen hatten und sich in keiner Weise rühmen konnten, zur regierenden Klasse zu gehören.

Diese bestand, außer der wundervollen Glory World, und um sie herum noch aus folgenden hervorragenden Persönlichkeiten: einem vornehmen Engländer in mittleren Jahren, Sir Francis Powerful, einem gleichfalls unjungen und schon ziemlich abgenutzt aussehenden Franzosen, dem Baron Edmond de Lagloire und dem russischen Fürstenpaar Knutenoff. Der Baron hatte perfekte Manieren und trotz seiner Baronie eine unzweifelhaft republikanische Gesinnung, zu der er nur des äußeren Effektes wegen einen stutzerhaften Vollbart à la Boulanger trug. Er war Junggeselle ebenso wie der Engländer, der riesenhafte russische Fürst aber war verheiratet; doch schien ihn dies ebensowenig zu stören wie seine odaliskenhaft aussehende, träg blickende Gemahlin, die mit dem Franzosen ihre geheimen Abmachungen hatte und dafür ihren Koloß von Gatten auch seinerseits nach Herzenslust auf Eroberungen ausgehen ließ. Im Leben der amerikanischen Schönheit übrigens spielte er kaum

eine größere Rolle als das Bärenfell in der Halle, auf das sie des Abends mit Vorliebe ihre kleinen goldbeschuhten Füße setzte. Sie fand es dekorativ, daß ihr ein Fürst zu Füßen lag und ließ sich seine Huldigungen gefallen, ohne sie zu erwidern. Auch hörte sie ihn nicht ungern erzählen; er erzählte gut, zumal wenn ihn einige Tassen Tees, den er stark mit Rum vermischte, in die entsprechend flüssige Stimmung gebracht hatten.

Das war die Gesellschaft, mit der Herr Einer, ohne es zu wollen, in Konflikt geriet. Es waren sämtlich Leute, die bereits seit einer Reihe von Wochen anwesend, sozusagen erbgesessen waren, und den Summen, die sie dem Wirt zu verdienen gegeben und an die Dienerschaft verteilt hatten, entsprachen Vorrechte, wie sie durch Geld, Macht und Gewohnheit auch unter anfänglich Gleichgestellten mit der Zeit erworben werden. Jeder und jede in diesem Kreise hatte irgend ein kleines Privilegium; Mrs. Glory beispielsweise das des Zuspätkommens bei allen Mahlzeiten, wobei ihr, aber auch nur ihr, alle Gänge nachserviert wurden. Ihre Mutter, die alte Welt, bekam ein Fußbänkchen bei Tisch, eine Wärmflasche ins Bett und durfte überdies das Katzenfutter, an das ihre Lieblingskatze gewöhnt war, von ihrer Jungfer in der Hotelküche täglich selbst bereiten lassen. Für Sir Francis Powerful war in der Glasveranda, woselbst die Gäste das Frühstück einzunehmen pflegten, ein besonders sonniger Eckplatz reserviert, auf dem er sich von der einfallenden Morgensonne auf zwei Seiten rösten lassen konnte, wie

ein Toast. Der Baron de Lagloire hatte in der Halle, gleich neben dem Kamin, einen opulenten Klubfauteuil stehen, in dem außer ihm niemand Platz nehmen durfte, und das Ehepaar Knutenoff genoß die Begünstigung, den Tee, den es literweise konsumierte, in einem riesenhaften Samowar allabendlich von seiner eigenen Dienerschaft vor den Augen der übrigen Gäste aufbrühen und servieren zu lassen.

Herr Einer wußte von alldem nichts. Er kam aus der Schweiz, er reiste nach Süddeutschland, woselbst er, in Bayern und am Rhein, einige industrielle Unternehmungen der väterlichen Firma ‚Friedrich Einer und Sohn' inspizieren sollte, und er wollte vorher noch ein paar sonnige Herbsttage in dem schönen Berggarten Österreichs verbringen, Touren und Ausflüge machen, sich des Lebens freuen und seine junge Kraft genießen. Das waren seine Absichten, denen augenscheinlich auch sein Auftreten entsprach. Denn er schaute weder rechts noch links hin, wenn er die Halle durchquerte, er grüßte niemand, sprach mit niemand, und er kümmerte sich um niemand: weder um die junge noch um die alte Welt, und am allerwenigsten um den gemischtsprachigen Hofstaat, der die beiden Damen, wann immer man ihrer ansichtig wurde, umgab.

All das nahm man dem späten Hoteleindringling übel. Seine Unbekümmertheit sah wie Ungeselligkeit aus, seine Selbständigkeit wie Geringschätzung, seine Bescheidenheit wie Hochmut. Man beobachtete ihn,

man bekrittelte ihn, man fand allerhand an ihm auszusetzen. Die Art, wie er sich kleidete, wie er sich trug, wie er mit dem Direktor oder dem Chauffeur sprach, mißfiel den Leuten, ohne daß sie hätten sagen können, warum. Aber am meisten verdroß sie eine Eigentümlichkeit seines Wesens, die von Anfang an hervortrat: Herr Einer war immer beschäftigt, immer tätig, immer aktiv. Entweder sah man ihn mit rüstigen Schritten eine Bergspitze erklimmen, einem Ausflugsziel zustreben, oder er las, oder er schrieb, oder er erledigte seine Post — und was für eine Post! Nicht einmal der Engländer hatte eine so große, und er sah es nicht gerne, wenn andere mehr Briefe bekamen als er . . .

Zu diesem Verbrechen kamen andere, schwerere. Herr Ernst Wilhelm Einer, der das Hotel ohne Fremdenführer und Gebrauchsanweisung betrat, wußte nichts von den schon erwähnten Begünstigungen einzelner Gäste. Er stand früh auf und setzte sich in der noch völlig leeren Frühstücksveranda an den sonnigsten Tisch. Da erschien der Engländer und nahm, mit einem fürchterlichen Gesicht, ihm gegenüber im Schatten Platz. Aber Herr Einer, völlig ahnungslos, frühstückte ruhig weiter, steckte sich nachher eine Zigarre an, setzte sich so, daß ihm die milde Herbstsonne den Rücken angenehm bestrahlen konnte und las in dieser Stellung die ‚Frankfurter Zeitung' aufmerksam und gewissenhaft durch. Sir Francis Powerful war wütend.

Am selben Tage zu Mittag kam Herr Einer, von

einem Ausflug zurückkehrend, um eine Viertelstunde später zu Tisch. Von der Schweiz her gut erzogen, wollte er sich mit den noch nicht servierten Gängen der Table d'hôte begnügen, als er sah, daß der Kellner bei Mrs. Glory World, die gleichzeitig mit ihm eingetreten war, mit der Suppe anfing. Sofort ließ auch er sich die Suppe, den Fisch und den Braten nachservieren. Der Kellner, völlig sprachlos über die Zumutung, gehorchte mit einer beleidigten Miene, als stünde die sittliche Weltordnung in Frage. Mrs. Glory aber, die sich um den sonst nie versagenden Effekt ihres Zuspätkommens betrogen sah, maß den unpünktlichen Gast am anderen Ende der Tafel mit indignierten Blicken. Als er darüber nicht den Appetit verlor, machte sie ihre Mutter auf ihn aufmerksam. Die alte Dame zückte ihr Lorgnon und betrachtete ihn lange, kopfschüttelnd. So mag eine gepuderte Rokokomarquise den ihr noch fremden Robespierre im Konvent betrachtet haben.

Noch schlimmer aber war, was Herr Ernst Wilhelm Einer am Abend desselben Tages anstellte.

Herrn Einer, der in dem faullenzerischen Hotelleben ein verhältnismäßiger Neuling war, litt es nach dem Essen nie lang bei Tische. Kaum daß er den letzten Bissen geschluckt und sich den Mund abgewischt hatte, stand er auf und verließ den Speisesaal. So tat er auch an diesem verhängnisvollen Abend, und so kam es, daß er wie des Morgens die Frühstücksveranda, jetzt die Halle als erster unter allen Gästen

betrat. Er sah sie leer, er sah den Fauteuil beim Feuer, das in dieser kühlen Umgebung ein angenehmer abendlicher Nachbar war, und er setzte sich in den so bequem postierten Lehnstuhl. Ahnungslos, aber entschlossen zog er ein Buch heraus und begann, darin zu lesen. Und als ihn hierbei der bereits in Tätigkeit gesetzte Samowar durch seinen Wasserdampf belästigte, stand er auf und rückte ihn ein wenig zur Seite — in der Meinung jedenfalls, daß diese Teemaschine auch anderwärts dampfen könne. Worauf er wieder Platz nahm und, in noch bequemerer Stellung, neuerdings in seinem Buche zu lesen begann. Es war ein Band von Kants kleineren und populären Schriften, den er sich in seiner Urlaubszeit durchzustudieren vorgenommen hatte.

Als der französische Baron etwas später mit Mrs. World und den übrigen Ehrengästen plaudernd und scherzend eintrat, fand er den für ihn reservierten Platz am Feuer besetzt. Er vermochte sich vor Erstaunen kaum zu fassen. In diesem Polsterstuhl, in dem er allabendlich, zwei Schritte von den unvergleichlich schönen Schultern der schönen Mrs. Glory, seine witzigsten und artigsten Einfälle zu haben pflegte, auf diesem Vorzugsplatz, der ihm gebührte und den ihm niemand streitig zu machen wagte, saß jetzt ein anderer. Und wer war dieser andere? Ein Herr Einer, ein Parvenu, ein Geschäftsmann, und was das Schlimmste von allem: ein Prussien.

Der Baron vollführte mit seinen funkelnden

Augen ein paar Fleurettstöße in der Richtung zu Herrn Einer, der eben umblätterte. Er bemerkte infolgedessen nichts und las weiter. Da bekam der französische Baron, dem Aufregungen bereits schadeten, vor Ärger eine Migräne und zog sich schmollend in sein Zimmer zurück.

Die übrige Gesellschaft der schönen Glory World gruppierte sich mit ärgerlichen Seitenblicken um den Kamin. Herr Einer wendete ihr den Rücken und setzte seine Lektüre fort. Er war eben im Zuge der geistvollen Schrift über die Nationalcharaktere bei jener Stelle angelangt, wo Kant behauptet, daß das Ehrgefühl der Franzosen hauptsächlich in ihrer Eitelkeit begründet wäre. Wie recht er damit hatte, das sollte Herr Einer nur allzu bald am eigenen Leibe erfahren.

In den auf diesen Unglückstag folgenden zwei Tagen war Herr Einer für die ganze maßgebende Hotelgesellschaft Luft. Niemand nahm im geringsten Notiz von ihm, und auch Mrs. Glory, wenn sie mit ihm im Lift zusammentraf oder in der Halle mit zurückgeworfenem Kopf im amerikanischen Sturmschritt an ihm vorüberging, schaute durch ihn hindurch wie durch einen gläsernen Berg. Herr Einer lebte nichtsdestoweniger weiter.

Am dritten Tage bekam er einen Besuch, der wieder auf ihn aufmerksam machte. Eine Gräfin Ferdinande Wachtholz, die in der Gegend begütert war, kam

mit ihrem Sohn, dem Grafen Leopold, von Bozen herauf. Graf Leopold war Offizier, Oberleutnant bei den Kaiserjägern, und zur Zeit Abteilungskommandant in einem unweit vom Hotel an der italienischen Grenze gelegenen Fort. Er hatte einige Urlaubswochen auf dem Schloß seiner Mutter verbracht, die ihm nun wieder bis zum Fort im Automobil das Geleite gab und bei dieser Gelegenheit mit ihm und Herrn Einer im Hotel zu Mittag speiste.

Die schwarzgekleidete, graue Dame, mit den feinen, wie ausgelaugten Gesichtszügen, war seit Jahren verwitwet und hatte auch sonst im Leben allerhand Trauriges mitgemacht, was man an ihren tiefliegenden Augen und ihrem müden Lächeln merkte. Ihre Kinder machten ihr auch nicht immer Freude, sie zankten und führten untereinander Prozesse und wenn sie zu der Mutter auf Besuch kamen, so stritten sie bei ihr weiter, redeten in drei, vier Landessprachen gleichzeitig auf sie ein und wollten alle recht haben. Komplizierte Geldverhältnisse kamen hinzu und verbitterten ihr Leben. Ihre ganze Vermögenslage war unübersichtlich und verworren, ererbte Ansprüche standen allerwegen neuen Unternehmungen im Wege, ein umfänglicher Nachlaß war, zum Teil infolge Verschleppungskünsten schlechter Advokaten, noch immer nicht ganz eingeantwortet, das Bankguthaben wegen eines Gebührenrückstandes gesperrt, und das Geld so knapp, daß die alte Dame oft einer kleinen Rechnung halber in Verlegenheit geriet, obwohl sie reich war. In sol-

chen Fällen, wie auch in anderen, wandte sie sich an ihren Sohn Leopold, der ihr Liebling war und dem auch die Geschwister, ja sogar die Schwäger, vertrauten. Sie hatte die feste Überzeugung, daß er sie schließlich aus allen Klemmen befreien und aus allen Nöten herausführen würde, wie Moses die Juden aus Ägypten.

Was den Herrn Einer betraf, so kannte und schätzte sie ihn seit Jahren. Er hatte ihr in geschäftlicher Beziehung manchen guten Rat gegeben und behandelte sie im gesellschaftlichen Verkehr mit ebensoviel Verehrung, als ihr Sohn Leopold ihm selbst mit Respekt entgegenkam. Es war ein durchaus gutes Verhältnis, das, wie alle wahrhaft guten Verhältnisse zwischen Menschen, mit der Zeit nur immer besser und inniger zu werden versprach.

Bei Tisch floß die Unterhaltung angeregt dahin. Die drei saßen abseits an einem kleinen Tisch, und obwohl Herr Einer seit zwei Tagen Luft war, sah die schöne Mrs. World im Lauf dieser Mahlzeit wiederholt zu ihm hinüber. Wie die meisten Amerikanerinnen hatte sie eine gewisse Schwäche für Gräfinnen.

Nach dem Essen nahm man den schwarzen Kaffee im Freien. Es war ein herrlicher Spätsommertag, der Himmel von funkelnder Bläue, die Luft goldklar wie flüssiges Sonnenlicht, kühl bei allem Glanz und doch voll strahlender Wärme, dabei leicht zu atmen und von beseligender Kraft, als wäre sie mit einem berauschenden Äther vermischt.

Die Gräfin suchte ihr schwarzes Augenglas hervor, um sich gegen das fast schmerzhaft grelle Sonnenlicht zu schützen, Herr Einer aber blickte mit seinen klaren Augen klar in die Runde, zu den rosigen Felstürmen hinüber, in den wunderbar blauen Himmel hinauf, und er zitierte als ein Mann von Bildung:

„Es ist eine Freude, zu leben!"

Und, da eben Mistreß World mit ihrem Schwarm vorüberging, setzte er, vielleicht nicht ganz ohne Anzüglichkeit, hinzu:

„Schön ist die Welt!"

Der Franzose runzelte pompös die Stirne, der Engländer machte sein hartes Nußknackergesicht, die schöne Glory aber, die ein wenig deutsch verstand, lächelte der Gräfin so freundlich zu, daß diese gezwungen war, aufzustehen. Die beiden Damen hatten sich einmal bei einem Tee in einem Meraner Hotel flüchtig kennen gelernt, und Mrs. World, die ein exaktes Gedächtnis hatte, machte von dieser Bekanntschaft Gebrauch. Sie fragte die ältere Dame sehr artig nach ihrem Befinden, blieb bei ihr stehen, sprach ein paar Worte und zwang sie solcherart, ihr die beiden Herren vorzustellen. Graf Leopold vollführte eine federnde österreichische Offiziersverbeugung, Herr Einer verneigte sich ernsthaft und gravitätisch, die schöne Frau zeigte das doppelte Perlenband ihrer Zähne. Nachher ging sie weiter, und Herr Einer schaute ihr nach.

Er hatte ursprünglich nur drei Tage bleiben

wollen, nun fand er plötzlich, daß es doch eigentlich zu schön wäre, abzureisen. Indem er die Gräfin und ihren Sohn zum Automobil zurückbegleitete, teilte er ihnen mit, daß er sich entschlossen hätte, seinen Aufenthalt zu verlängern.

Graf Leopold lächelte unter dem weichen Schnurrbartbogen, die Gräfin aber sagte:

„Das ist g'scheit, so hat der Poldi wenigstens angenehme Gesellschaft."

Der Umstand, daß die schöne Glory von nun an dreimal täglich den respektvollen Gruß des Herrn Einer anmutig erwiderte, trug keineswegs dazu bei, ihn bei ihren Verehrern beliebter zu machen. Zu einer natürlichen Abneigung, wie sie von Anfang an bestanden hatte, gesellte sich nun, diese verstärkend, eine beginnende Eifersucht auf den jüngeren Nebenbuhler, und schon begann, hinter dieser, der lauernde Haß sichtbar zu werden.

Mrs. Glory ließ sich das nicht anfechten. Mit der Unersättlichkeit der verwöhnten Schönheit, die nach immer neuen Huldigungen schmachtet und ohne Unterlaß auf die Vergrößerung ihres Anhanges, die Ausdehnung ihres Machtgebietes, die Mehrung ihres Reiches bedacht ist, ließ sie sich die Gelegenheit, neue Untertanen zu gewinnen, nur ungern entgehen, und setzte sich bei solchen Anlässen über die angemaßten Vorrechte ihrer näheren Umgebung leichten Herzens

hinweg. Ja, es machte ihr, als einer geborenen Königin, sogar ein gewisses Vergnügen, ihren Hofstaat zu ärgern, die Minister und Würdenträger gegeneinander zu hetzen und zwischen wütenden Gesichtern mit ihrer Krone lachend Fangball zu spielen.

Diese Neigung einer koketten Schönen, von der immer der Letzte profitiert, und über die sich immer der Vorletzte am meisten ärgert, kam augenblicklich dem zugereisten Herrn Einer zustatten. Denn kaum hatte sie an seinem respektvollen Gruß bemerkt, daß der Fisch angebissen hatte, als sie auch schon leise an der Schnur zu ziehen und, indem sie ein paar Schritte weiter ging, den Geangelten hinter sich herzuschleppen begann. In unmerklichen Übergängen, auf die sich eine Frau versteht, wurde sie mit ihm bekannt, gradweise, und genau in dem Maße, als sie mit ihm bekannt zu werden wünschte. Aus dem Gruß entstand ein Lächeln, aus dem Lächeln ein Wort, aus dem Wort ein Satz, aus dem Satz ein kurzes Gespräch bei der Eingangstür und aus diesem eine kurze Promenade über den Vorplatz des Hotels, mittags im flutenden Sonnenlicht. Am Abend desselben Tages aber wurde Herr Einer Glorys Mutter vorgestellt und von dieser mit den übrigen Herren des Hofstaates bekannt gemacht. Und alle drei: der Engländer, der Franzose und der Russe versicherten ihm als Männer von Welt, daß es ihnen ein außerordentliches Vergnügen wäre. Aber Herr Einer gab ihnen diese Versicherung nicht zurück, denn er wollte nicht lügen.

An diesem Abend hätte es vielleicht in der Hand des Herrn Einer gelegen, beliebt zu werden. Eine Viertelstunde lang war er es sogar, genau so lang, als er mit dem Engländer englisch, mit dem Franzosen und Russen französisch sprach und, nachdem er der Fürstin die Hand geküßt hatte, devot vor ihrem Sessel stehen blieb, die sich bequem niedergelassen hatte und nicht abgeneigt schien, sich seine Unterhaltung gefallen zu lassen. Aber kaum daß er sich ein paar Minuten später auf deutsch aus dem ihm nicht gemäßen Kreis zurückzog, indem er mit unverblümter Aufrichtigkeit bemerkte, daß er nun wieder wie allabendlich lesen wolle, sich bescheiden verbeugte und in dem Fauteuil des Barons, das Buch aufschlagend, gelassen Platz nahm: kaum hatte er sich solcherart selbständig und von den Liebenswürdigkeiten seiner Rivalen unabhängig gemacht, als er auch sofort des letzten Restes einer möglichen Beliebtheit verlustig ging und in die äußerste Unbeliebtheit zurücksank.

„Er spricht ein schauderhaftes Französisch," sagte der Franzose, mit einem Gesicht, als hätte er einen schlechten Bissen im Mund, und indem er mißmutig nach seinem geliebten Fauteuil schielte.

„Er ist ungezogen," sagte die Fürstin.

„Bettelstolz!" meinte der Fürst.

„Rücksichtslos gegen Damen!" bemerkte Glorys Mutter, die alte Welt, indem sie sich im Patiencelegen einen Augenblick lang unterbrach.

„Wenig liebenswürdig in der Tat," fügte die junge Welt ärgerlich schmollend hinzu.

Aber Sir Francis Powerful, der es besonders liebte, den Schein der Gerechtigkeit zu wahren, wenn er ungerecht war, summierte mit nachsichtigem Lächeln diese Beobachtungen und äußerte, ohne die kurze Holzpfeife aus dem Munde zu nehmen, leidenschaftslos aber impertinent:

„He is a very very German."

Womit er den Fall erledigt zu haben glaubte.

Er war es nicht, und daran war die verletzte Eitelkeit des Franzosen schuld. Verletzte Eitelkeit wird leicht brandig, und eine brandige Wunde vergiftet das Blut. Da kann nur noch das Eisen heilen.

Der Baron de Lagloire hatte an jenem Abend, an dem er sich zum ersten — aber nicht zum letzten — Male über Herrn Einer geärgert hatte, sein abendliches Plauderquantum schriftlich erledigt, indem er an seinen Onkel, den Baron Guy de Lagloire schrieb. In diesem Briefe hatte er auch den störenden Gast — un nommé Einer — in einer, wie man denken kann, nicht gerade liebenswürdigen Weise erwähnt. Der alte Baron Guy antwortete postwendend. Denn der Name Einer rührte in seinem Innern alte Erinnerungen auf, die ihm, wann immer sie ihn überfielen, trotz der vielen Jahre, die darüber hingegangen waren, noch immer einen roten Kopf verursachten.

Ein Offizier, der so hieß, war im Jahre achtzehnhundertsiebzig auf dem Schloß des Baron Guy längere Zeit einquartiert gewesen, und er sowohl als die ihm untergebenen Soldaten hatten sich bei dieser Gelegenheit durchaus nicht wie eine Schar wohlerzogener Jagdgäste betragen. Der Baron de Lagloire nannte in dem Brief an seinen Neffen bei Erwähnung dieser alten Geschichten den seinerzeitigen Herrn Einer geradezu einen salaud, einen Schmutzfink. Und er fragte, ob denn der Herr Einer im Hotel nicht vielleicht mit jenem Schmutzfink verwandt wäre.

Mehr brauchte der Baron Edmond nicht. Er steckte den Brief seines Onkels zu sich und zeigte ihn vertraulich dem Sir Powerful, sowie auch dem Fürsten Knutenoff, mit dem man ihn bald darauf Arm in Arm vor dem Hotel auf und ab gehen und lebhaft redend allerhand Abmachungen treffen sah, die letzten Endes darauf abzielten, den unbequemen Herrn Einer aus dem Hotel wegzuekeln.

An diesem Abend speiste der Unbeliebte in Gesellschaft zweier Herren, des Grafen Leopold, der von dem Fort, so oft er konnte, herüber kam, und eines jungen italienischen Cavaliere, Ercole Magari, der reiche Besitzungen in der Lombardei hatte, die er gerne in nördlicher Richtung arrondiert hätte. Doch ergaben sich hierbei unvermutete Schwierigkeiten, die der Cavaliere durch seine persönliche Anwesenheit im Trento auszugleichen bemüht war. Übrigens war er mit dem Grafen Leopold wie auch mit Herrn Einer seit langem

bekannt, ja sogar befreundet — nach seinem Benehmen zu schließen.

Die drei Herren saßen abseits. Nach dem Essen erhoben sie sich und gingen im Gänsemarsch an der noch beieinander sitzenden Gesellschaft der Mrs. Glory vorüber, der Italiener als der letzte, weil er hinter dem Rücken der andern der schönen Frau einen verliebten Blick zuzusenden gedachte.

Als sie vorbeigingen, grüßte Herr Einer freundlich. Mrs. Glory erwiderte seinen Gruß, ohne ihn seine Unbeliebtheit merken zu lassen, auch die andern neigten artig die Köpfe. Nur der Baron Edmond tat nichts dergleichen. Er saß steif zwischen ihnen, den Blick auf den vor ihm stehenden leeren Teller geheftet, dessen Zeichnung ihn plötzlich zu interessieren schien. Und er übersah den Gruß des Herrn Einer.

Sie kamen in die noch leere Halle, und Herr Einer wollte eben dem Grafen Leopold, als seinem Gast, den Platz in dem beim Kamin postierten Fauteuil anbieten, als er bemerkte, daß jemand darin verborgen säße. Doch war es keineswegs ein Hotelgast, sondern einer der russischen Diener des Fürsten Knutenoff hatte sich darauf hingelümmelt. Er war eingeschlafen, Herr Einer rief ihn an und gebot ihm aufzustehen. Aber der Bediente, mühsam aufgewacht, glotzte ihn aus seinen Tartarenaugen an und schüttelte den Kopf. Herr Einer wiederholte den Befehl, der Lakai blieb sitzen, grinste blödsinnig und sagte schließlich, mit dem Ausdruck vollkommener Unschuld:

„Nichts deutsch!"

Kaum hatte er das gesagt, als der Baron Lagloire eintrat; worauf der Bediente, als wäre nun seine Aufgabe erfüllt, aufsprang und dem Franzosen ehrerbietig Platz machte. Herr Einer und Graf Leopold wechselten miteinander einen bedeutungsvollen Blick.

Sie setzten sich wiederum abseits und begannen mit dem Italiener einen sogenannten Dreier zu spielen. Der Dreier ist ein österreichisches Kartenspiel. Man kann ihn zu dritt, zu viert, und notfalls auch, mit nicht geringerem Vergnügen, zu zweit spielen. Er ist sehr elastisch.

Graf Leopold teilte, und Herr Einer schlug mittlerweile die Bedingungen vor. Der Cavaliere, ein gewandter Spieler, war mit allem einverstanden und fügte den vorgeschlagenen Bedingungen bloß eine einzige seinerseits hinzu: „Mit Rauben!" sagte er, und seine Augen und Zähne blitzten gleichzeitig aus dem terrakottafarbenen Gesicht heraus.

Man kann den Dreier mit oder ohne ‚Rauben' spielen. Es kommt auf die Abmachung an, und da es der Cavaliere so wünschte, hatten die beiden anderen Herren nichts dagegen.

Als sie eine Weile gespielt hatten, bemerkte Herr Einer, daß der Cavaliere seinen Platz mit Bedacht gewählt hatte. Er saß so, daß er über den Kopf des Herrn Einer hinweg zu der schönen Glory World hinüberblinzeln konnte.

Auch die schöne Frau hatte dieses kleine Manöver durchschaut, ohne es übelzunehmen. Sie kannte als eine weitgereiste Berufsschönheit die feurige Art der Italiener, deren Herzen wie ihre Wagenpferdchen immer im Galopp angehen, um dann bei der ersten kleinen Steigung unweigerlich in Schritt zu fallen.

Trotz seiner erotischen Nebenabsichten spielte der Cavaliere sehr gut und sehr aufmerksam auf seinen Vorteil bedacht. Bloß ein einziges Mal nahm er eine Karte, noch bevor er sie ausgespielt hatte, zurück und gab sie dann scheinbar unschlüssig doch zu. Herr Einer spielte die Farbe nach, in der Meinung, daß der Italiener noch mehr davon besäße. Aber es stellte sich heraus, daß er nur diese einzige gehabt hatte, und daß sein Zögern eine kleine Komödie gewesen war. Er kam zu Stich und gewann die Partie.

Der Kniff, den er angewendet hatte und lachend zugab, war kein geradezu unanständiger. Aber Herr Einer hatte für Kniffe, auch für die halbanständigen, nicht viel Verständnis. Außerdem dampfte der Samowar des Fürsten Knutenoff gerade hinter seinem Rücken, und auf der anderen Seite, wenn er bloß den Arm bewegte, stieß er mit dem Engländer zusammen und mußte sich entschuldigen. Keiner von beiden, weder der Samowar noch der Engländer rückten beiseite und als er selbst es um des lieben Friedens willen tat, hatte er das Gefühl, als ob, von den hurtigen Bedienten verschoben, der Samowar ihm unmerklich nachrücke. Es wurde ihm heiß im Rücken, heiß auch

im Gesicht, das Kartenspiel ärgerte ihn und das freche Augenspiel des Italieners über seinen Kopf hinweg verdroß ihn. So sagte er eine letzte Runde an, spielte sie korrekt zu Ende und empfahl sich kurz, nicht ohne, bevor er sich auf sein Zimmer begab, den Baron de Lagloire in seinem Fauteuil mit einem ernsten Blick zu messen.

Der Cavaliere wartete, bis Herr Einer im Lift verschwunden war; dann sagte er zum Grafen Leopold, der gleichfalls zum Baron de Lagloire hinüberschaute und dabei leise durch die Zähne pfiff, mit Bezug auf den Abgegangenen:

„Il est mauvais coucheur."

Er bediente sich absichtlich eines französischen, der Diplomatensprache entnommenen Ausdrucks, weil er damit dem Baron de Lagloire der ihn hören mußte, zu gefallen hoffte; und es lag ihm daran, diesem Herrn zu gefallen, weil er durch ihn mit der schönen Amerikanerin bekannt zu werden wünschte.

Graf Leopold antwortete nicht. Offenbar hielt er es mit seinen Grundsätzen für unvereinbar, über einen Freund zu schimpfen.

Der Italiener, der schmiegsam war, paßte sich dieser Eigenheit an. Er sprach geschwind von etwas anderem, verdoppelte seine Liebenswürdigkeit gegen den Grafen, und machte sich, als dieser sich nach ein paar Minuten erhob, sogar erbötig, ihn bis zum Fort hinaufzubegleiten.

Aber der österreichische Offizier machte ihm eine

federnde Verbeugung und sagte mit einer reizenden Verschmitztheit:

„Dank Ihnen schön, lieber Cavaliere, aber im Fortifikationsbereich geh ich lieber allein."

Der Cavaliere Magari blieb also allein in der Halle zurück. Auch Mrs. Glory war bereits verschwunden, und so begann er, um nicht aus der Übung zu kommen, mit der russischen Fürstin zu äugeln. Er saß halbverdeckt hinter einem Pfeiler und hörte genau, wie der Baron de Lagloire sie, während der Fürst eine Rechnung beglich, leise duzte. Etwas später ging die Fürstin mit einem perfiden Lächeln an ihm vorbei, er machte ehrerbietig Platz, und der Baron, der ihr folgte, grüßte ihn höflich, ja sogar mit einer gewissen Distinktion.

Das Wort, das er über den Unbeliebten gesagt hatte, machte den Cavaliere beliebt.

Rücksichtslos, ungeschliffen, ohne Verständnis für die kleinen Unaufrichtigkeiten des täglichen Lebens, mit einem Wort ein Spielverderber, ein mauvais coucheur, das war nun Herr Einer, es bestand in dieser Richtung nur noch eine einzige Meinung im Hotel. Er war unbeliebt, er blieb es, ja, er wurde täglich unbeliebter.

Trotzdem lud ihn am Tage nach der mißglückten Spielpartie die schöne Glory zu einem Spaziergang ein. Sie war das gerade Widerspiel von ihm und

genoß als schöne Frau und Weltdame eine wahre Allerweltsbeliebtheit. Aber manchmal graute ihr vor ihren Schmeichlern und Höflingen, und sie sehnte sich in all der Süßigkeit, in die ihr Leben eingewickelt war, nach einer noch unverkünstelten Herbheit. Und vielleicht war es das, was sie instinktmäßig zu dem zwar ritterlichen, aber gar nicht galanten Herrn Einer hinzog.

Sie gingen quer über den sanft abfallenden Wiesenhang zum Wald hinauf, wo sie Halt machten und wieder umkehrten. Aber sie kamen nur langsam, zögernd zurück, und man sah die weißgekleidete Frau wiederholt stehen bleiben und mit ihrem weißen Spazierstock im Grase herumstochern, während ihr Begleiter sprach.

Das Grün des Rasens war schon etwas gelblich, und zahlreiche Herbstzeitlosen — die grauen Haare der Wiesen — zeigten das alternde Jahr an. Doch war der Himmel wolkenlos, von zartestem Blau, die Sonne wob ihre Glorie um die schöne Landschaft, und der Windhauch, der manchmal den blauen Schleier der schönen Frau um ihr orangefarbenes Haar aufflattern ließ, roch noch nach fernen Blumen.

Herr Einer teilte seiner Begleiterin mit, daß er abzureisen gedächte. Sie wunderte sich nicht, aber sie fragte ihn: „Warum?“ und schaute ihm lächelnd ins Gesicht.

Herr Einer redete herum. Allein das Lügen war seine Sache nicht, und wenn er es einmal versuchte,

verlor er rasch die Lust daran. Sie ließ ihn reden und wartete auf die Wahrheit. Und plötzlich empfand er die Verpflichtung, sie ihr nicht vorzuenthalten. Er platzte heraus:

„Offen gestanden, Gnädigste, Ihre Gesellschaft paßt mir nicht."

„Meine Gesellschaft?" erwiderte sie und tat, Gott weiß wie verwundert. Aber sie wußte das Kompliment zu schätzen, wenn sie es auch nicht zu bemerken schien.

„Ja," sagte er trotzig, „Ihre Gesellschaft! Sie verleidet mir den Aufenthalt im Hotel," und er begann, sich über die Anmaßung der Bevorzugten, die Protektionswirtschaft, und die jeder Gerechtigkeit hohnsprechenden Privilegien zu beklagen.

„Dieser Baron de Lagloire," rief er, „tut er nicht so, als ob der Platz beim Kamin einzig und allein ihm gebührte, und Sir Powerful, als ob die Sonne ganz allein für ihn schiene? Vom Fürsten Knutenoff gar nicht erst zu reden. Er ohrfeigt seine Bedienten — bitte, ich wohne Tür an Tür mit ihm und höre alles — und bedient sich dann eben dieser Bedienten, um dem Franzosen Gefälligkeiten zu erweisen und mir seinen Samowar in einer Weise ins Genick zu rücken, daß ich das Gefühl habe, ich sitze in einem Schwitzkasten. Dabei hat er ein Gesicht wie eine Frostbeule."

Die schöne Glory mußte lächeln. Sie erinnerte sich, wie der Fürst gestern im Gespräch mit ihr den

Schnurrbart des Herrn Einer mit dem Geweih eines Hirschkäfers verglichen hatte, und von einem Geweih hätte er doch lieber nicht sprechen sollen, der liebe Fürst . . . Aber das eine war jedenfalls klar, daß er und Herr Einer nicht viel für einander übrig hatten.

Dennoch versuchte sie, ihre Freunde zu verteidigen. Sie rühmte die großen Allüren des Fürsten, seinen Reichtum, sein Erzählertalent. Sie pries den Franzosen, der ein geistreicher, unterhaltender Gesellschafter wäre, und dessen Stammbaum bis in die Zeit der Kreuzzüge hinaufreichte. Und was schließlich den Engländer betraf, so berief sie sich auf seine unzweifelhaften Verdienste: er war ein hervorragender Parlamentarier, ein geschulter Politiker und ein Vorkämpfer der Freiheit in seinem eigenen Lande — allerdings auch nur in diesem, denn in den Kolonien war er, wie Herr Einer einwarf, ein ganz anderer als im englischen Parlament.

Die schöne Glory überhörte diesen Einwand. Sie wollte Frieden stiften zwischen den Unzufriedenen und trachtete, sie gegenseitig für einander einzunehmen.

„Wenn Sie meine Freunde erst näher kennen werden," rief sie lebhaft, „so werden Sie sehen, daß es sich mit ihnen leben läßt."

„Ach Gott," sagte Herr Einer verdrießlich, „ich bin schon zufrieden, wenn sie mich leben lassen."

Immerhin schien der Spaziergang einen gewissen

Eindruck auf ihn gemacht zu haben, denn er reiste nicht ab.

Herr Einer war kein Rechthaber und kein Flegel. Als er daher vom Oberkellner erfahren hatte, daß der Sonnenplatz in der Frühstücksveranda seit einer Reihe von Wochen dem Sir Powerful zugestanden hätte, gab er ihn freiwillig wieder auf und wollte sich an dem etwas kleineren Nebentisch niederlassen. Aber der Oberkellner bedeutete ihm, daß dort der Baron de Lagloire sitze, der in den letzten Tagen der beste Freund des Sir Powerful geworden war. Herr Einer rückte also nochmals um einen Tisch weiter. Doch dort saß unglücklicherweise der Fürst mit seiner Gemahlin, daneben die Gouvernante mit den Kindern, und dann kam noch ein ganz kleiner Tisch, der letzte, zu dem die Morgensonne noch hinüberblinzelte, und an dem der Sekretär des Fürsten sein Frühstück einnahm.

„Also mit einem Wort,“ sagte Herr Einer zu dem Oberkellner, der mit ihm die Tischreihe entlang gewandert war, „die ganze Sonnenseite ist besetzt?“

Der Oberkellner zuckte bedauernd die Achseln, und Herr Einer nahm ärgerlich im Schatten Platz. Nachher kam der Engländer, machte ein erhaben phlegmatisches Gesicht, setzte sich breit in die Sonne und grüßte nicht. Bald nach ihm erschien der Franzose, lebhaft, zierlich, wie ein Tanzmeister schreitend, und setzte sich, ohne von Herrn Einer Notiz zu nehmen,

mit dem Rücken gegen ihn nieder. Der russische Fürst hielt es nicht anders, und was seine Gemahlin anlangte, so erwiderte sie den höflichen Gruß des Herrn Einer erst nach einigem Besinnen, langsam und wie erstaunt. Man sah ihr an, daß sie mit de Lagloire im Komplott war.

Nachdem sich die Herrschaften mit Ausnahme der Mrs. World, die auf ihrem Balkon frühstückte, solcherart versammelt hatten, begannen sie sich, von einem Tisch zum andern, laut und ungeniert zu unterhalten. Es war dem Herrn Einer an diesem Tage durchaus unmöglich, seine Zeitung zu lesen, obwohl er sie mit einer gewissen Absicht ausgebreitet vor sich hinhielt. Er hörte auf diese Weise aus der in fremden Sprachen geführten Unterhaltung mancherlei heraus, was ihn in seiner anfänglichen Vermutung bestärkte, daß das Vorgehen dieser ihn von der Sonne absperrenden Gruppe ein planmäßiges sei, daß sie ihn isolieren, einkreisen, aus dem Hotel hinausekeln wolle.

Kaum aber hatte er das begriffen, als in der Seele des Unbeliebten eine entscheidende Veränderung vor sich ging. Alle ihre zerstreuten Kräfte sammelten sich gleichsam um einen Punkt, machten ihn fest, gewappnet. Und von diesem Punkt aus überschaute er nun die Welt.

Er war kein Raufbold, gewiß nicht. Aber wenn jemand mit ihm anbinden wollte, wenn er es durchaus wollte, der konnte immer darauf rechnen, von ihm bedient zu werden. So hatte er es als Knabe gehal-

ten, als Jüngling, so hielt er es in seinem Geschäft, und so gedachte er es auch jetzt in diesem Hotel zu halten.

Er freute sich plötzlich, daß er tags zuvor nicht abgereist war, daß er sich von der schönen Mrs. World hatte zurückhalten lassen, wenn auch aus anderen Gründen. Man soll immer den Frauen folgen, dachte er bei sich, und legte die Zeitung bedächtig wieder zusammen.

Dann rief er den Oberkellner.

„Herr Oberkellner!“

Er sprach mit Absicht etwas lauter als gewöhnlich und er erreichte damit seinen Zweck. Denn kaum hörten sie seine Stimme, als die andern plötzlich, wie auf Verabredung, zu schnattern aufhörten, in dem Bestreben jedenfalls, ihm dadurch zu verstehen zu geben, daß er über Gebühr laut gesprochen habe.

Aber Herr Einer benützte die eingetretene Stille, um den Oberkellner nicht eben leise zu fragen:

„Wie lang halten Sie das Hotel offen?“

„Je nachdem,“ sagte der Oberkellner beflissen, „wenn Gäste da sind, bis Ende September.“

„Schön,“ erwiderte Herr Einer, immer in der gleichen Tonstärke, „dann sagen Sie dem Direktor in meinem Auftrag: Ich bleibe bis Ende September.“

Er rückte geräuschvoll seinen Stuhl beiseite und verließ das Frühstückszimmer, ohne zu grüßen.

„Noisy people,“ sagte hinter ihm, naserümpfend, der Engländer. Und die andern brachten mimisch zum

Ausdruck, wie unsympathisch ihnen dieser Herr Einer war.

Aber das war ihm nun eben recht.

Er ging ins Fort hinauf, zu seinem Freund, der ihm auf halbem Wege entgegenkam.

„Servus!“ winkte der lebhafte junge Offizier schon von weitem.

„Grüß Sie der Himmel, Graf!“ sagte Herr Einer, hängte sich kameradschaftlich in ihn ein und ging dann längere Zeit auf der Straße, die zum Fort hinaufführte, mit ihm auf und ab.

Schließlich begleitete ihn Leopold bis zum Hotel zurück, auf welchem Wege sich ihnen der Cavaliere anschloß. Seine Hoffnung, durch den Baron de Lagloire mit Mrs. Glory World bekannt zu werden, hatte ihn betrogen, so versuchte er es wieder mit der anderen Partei. Und Herr Einer merkte nichts oder tat doch genau so, als ob er nichts merkte. Vielleicht dachte er, daß er für einen alleinstehenden Mann gerade Feinde genug hätte. Wenn man so unbeliebt ist, muß man sich beliebt machen.

Darum dehnte Herr Einer eine Einladung, die ursprünglich nur dem Grafen Wachtholz zugedacht gewesen war, im letzten Augenblick auch auf den Cavaliere aus und sagte beim Auseinandergehen vor dem Hotel:

„Wollen die Herren heute abend mit mir speisen?“ Wobei er an dem Italiener vorbei dem Grafen tief in die Augen schaute.

Graf Leopold schlug anmutig salutierend die Absätze zusammen, der Cavaliere verbeugte sich ritterlich, wie ein Schauspieler, der einen Cavaliere spielt.

„Con piacere,“ sagte er und fügte eilends hinzu:

„Nach dem Essen spielen wir dann wieder Karten?“

„Ja,“ nickte Herr Ernst Wilhelm Einer treuherzig, dem Italiener die Hand drückend:

„Mit Rauben!“ . . .

Und er ging lachend die Treppe hinauf.

Aber an diesem Abend wurde nicht gespielt, im Gegenteil, es wurde plötzlich Ernst aus dem Spiele.

Die Unbeliebtheit des Herrn Einer trat sozusagen dramatisch in die Erscheinung. Ein peinlicher Zwischenfall bot seinen Feinden dazu die durchaus nicht unerwünschte Veranlassung.

Graf Wachtholz kam an diesem Abend nicht allein, sondern brachte verabredetermaßen einen seiner Kaiserjäger mit, der, während die Herren drinnen speisten, draußen in der Halle blieb und den Fauteuil beim Feuer besetzte, noch bevor ihn die russischen Bedienten des Fürsten Knutenoff besetzen konnten.

Kaum aber war das Abendessen bis ungefähr in die Mitte gediehen, als man aus der Halle ein wüstes Geschrei in den Speisesaal herüberhörte. Graf Wachtholz spitzte sofort die Ohren; dann stand er auf und

ging von dem sehr ernst blickenden Herrn Einer begleitet in die Halle hinaus, während der Cavaliere augenscheinlich nicht recht wußte, ob er sich den Herren anschließen oder weiteressen sollte, und sich schließlich zunächst fürs Weiteressen entschied.

Eine Auseinandersetzung zwischen dem österreichischen Soldaten, der den Fauteuil besetzt hielt, und dem russischen Lakaien, der ihn daraus verdrängen wollte, war entstanden, eine Schlägerei entwickelte sich, und der russische Bediente, der mit allen Mitteln arbeitete, biß den Österreicher in den Zeigefinger seiner rechten Hand. Blut floß auf den Teppich, besudelte den Boden, und es war sofort klar, daß dieser Blutfleck nur wieder durch Blut werde ausgelöscht werden können.

Als Herr Einer in der Halle erschien, trennte er vor allem die noch kämpfenden Parteien. Er rief den Direktor und ließ sich den Hergang erzählen. Aber kaum hatte der junge Mensch, dessen Finger tot von der Hand herunterhing, versichert, daß er nichts anderes im Auftrag seines Herrn getan hätte, als was der Russe seit drei Abenden im Auftrag des seinigen tat, nämlich, daß er während des Abendessens als Platzhalter im Fauteuil fungierte: kaum hatte er dies beteuert, als der Russe riesenhaft, drohend, an der Schwelle erschien und, ohne sich um Argumente zu bekümmern, aus Leibeskräften brüllte:

„Abbitte! Er muß Abbitte leisten!“

„Wer?“ fragte der Oberleutnant.

„Sie!“ schrie ihn der Russe an. „Für Ihren Bedienten.“

„Oder Sie für den Ihrigen!“ versetzte noch höflich, aber scharf der österreichische Offizier. Und er wollte den Fall kurz darlegen, als ihn der autokratische Fürst blindwütig anfuhr:

„Der Fauteuil ist für die Herren da, nicht für die Bedienten.“

„Dann hätten Sie dem Ihrigen nicht erlauben sollen, sich hineinzusetzen!“ sagte vortretend, sehr ernst Herr Einer.

Der Russe wandte dem Unbeliebten ein vom Haß entstelltes, von Drohungen erfülltes Gesicht zu. „Sie geht das überhaupt nichts an!“ sagte er schroff.

„Was?“ schrie Herr Einer, und seine Stimme dominierte plötzlich.

Knutenoff wich noch einmal um einen halben Schritt zurück, aber nur, um seine Kräfte zu sammeln. „Sie sitzen ja gar nicht selbst im Fauteuil!“ fuhr er den Herrn Einer grob an.

„Sie ja auch nicht!“ entgegnete dieser. „Der Herr Baron de Lagloire sitzt darin . . .“

„Wir sind Freunde!“ sagte der Baron, der auf das Geschrei herbeigeeilt war, indem er sich neben den Fürsten stellte.

„Und wir sind auch Freunde!“ rief Herr Einer, indem er zu dem Grafen Leopold trat.

In diesem Augenblick trat auch Sir Powerful, einen Schildkrot-Zahnstocher in der Hand, von der

Mahlzeit kommend, in die sich immer mehr füllende Halle. Er blieb bei der Tür stehen, in unmittelbarer Nähe des Baron de Lagloire.

Der Baron, der die Ankunft des Engländers wohl nicht ohne guten Grund als Verstärkung empfand, hielt den Augenblick für gekommen, um ein längst geschliffenes Epigramm gegen den Unbeliebten abzuschnellen. Er rief, feurig krähend:

„Sie glauben wohl, Monsieur, das ist mit den Fauteuils in den Dolomiten nicht anders als auf gewissen Schlössern in der Normandie, wo zudringliche Gäste in Abwesenheit des Hausherrn Besuch machen.“

Und er schlug auf seine Brust wie auf eine gespannte Trommel.

„Wen meinen Sie mit dem Zudringlichen?“ erkundigte sich Herr Einer interessiert.

„Einen Herrn Einer, Monsieur, Wilhelm Einer, Ihr Herr Vater jedenfalls.“

„Es war mein Onkel!“ sagte Herr Einer, der plötzlich begriff.

„C'est égal!“ krähte der Franzose, „Onkel oder Vater, das ist mir alles eins! Er hat sich benommen wie ein — wie ein — wie ein Prussien . . . Jawohl, mein Herr, ich finde keinen schlimmeren Ausdruck.“ Und indem er sich an den zahnstochernden Engländer und an den wutschnaubenden Russen wie an zwei Zeugen wandte, deklamierte er weiter: „Eingeheizt haben sie, Eure Soldaten, mit unseren alten kostbaren Louis-XVI.-Möbeln!“

„Hätten sie vielleicht erfrieren sollen?“ antwortete, mit Bismarck, Herr Einer.

Und der Franzose, flammend vor Indignation:

„Warum nicht? Wir hätten nichts dagegen gehabt!“

Herr Einer wußte, was er zu tun hatte. Er drehte dem aufgeregten Baron den Rücken und wandte sich wieder an den Russen.

„Was Ihren halbwilden Bedienten betrifft,“ sagte er, „so werden wir uns“ — er wies auf den neben ihm stehenden Grafen — „erlauben, die Anzeige bei Gericht zu erstatten. Der Richter mag entscheiden . . .“

Jetzt aber hatte Sir Powerful genugsam in seinen Zähnen gestochert. Er steckte den Zahnstocher ein und stellte sich neben den Franzosen.

„No!“ rief er, mit einer angemaßten Autorität, in den Streit hinein. „Kein Richter. Eine Konferenz wird entscheiden! Eine Konferenz unter meinem Vorsitz.“

„Wir gehen auf keine Konferenz!“ versicherte der junge Graf mit einer ruhigen Festigkeit.

„Dann werden wir Sie zwingen!“ schnaubte der Fürst.

Graf Leopold maß ihn von oben bis unten.

„Sie werden von mir hören!“ sagte er.

„Und Sie von mir!“ sagte gleichzeitig Herr Einer zu dem Franzosen.

„Ich stehe zur Verfügung,“ erwiderte dieser, der in seiner Jugend ein berühmter Duellant war, und

ihm war einen Augenblick lang, als würde er wieder jung.

Sir Powerfuls Prestige erforderte es, daß er den Streit auch seinerseits bis zu Ende verfolgte. Aber mit den kontinentalen Duellregeln nicht recht vertraut, gewohnt, Streitigkeiten entweder durch einen Faustschlag herrisch zu beenden oder durch seine Bedienten austragen zu lassen, war er einen Augenblick lang in Verlegenheit, wie er das ganze Gewicht seiner Persönlichkeit am nachdrücklichsten einsetzen könnte. Ziemlich langsam brachte er hervor:

„Wenn Sie meine Freunde fordern, Mister Einer, dann müssen auch wir zwei miteinander ein Match machen."

„Einverstanden!" versetzte Herr Einer mit der ganzen unsympathischen Schärfe, die ihm in solchen Augenblicken zur Verfügung stand. „Aber da müssen Sie zuvor schießen lernen, Sir Powerful, denn anders als auf Pistolen mach' ich kein Match mit Ihnen."

„Well," meinte Sir Powerful nach einigem Nachdenken, „ich werde schießen lernen."

Und tatsächlich hörte man ihn dann eine Woche lang, täglich zwischen zehn und elf Uhr vormittags, mit Pistolen, die die Offiziere des Forts zur Verfügung stellten, rückwärts in der Garage des Hotels gegen eine improvisierte Scheibe knallen.

Während dieses ganzen Streites waren nur die Damen und der Cavaliere im Saal zurückgeblieben: die Damen, weil sie sich in den Zank der Männer nicht mischen wollten, der Cavaliere, weil sich ihm endlich eine Gelegenheit bot, unbekümmert um ihre männliche Umgebung der schönen Glory verliebte Blicke zuzuschießen.

Als er endlich erschien, war der Vorfall scheinbar beigelegt. Der Baron saß, wie sonst, in seinem Polsterstuhl, der Engländer paffte aus seiner kurzen Holzpfeife, und der russische Samowar, noch weiter vorgeschoben, wärmte dem Herrn Einer so unangenehm den Rücken, daß er ungeduldig aufstand und sich mit seinem Freund in die andere Ecke der Halle zurückzog. Dorthin folgte ihm neugierig auch der Cavaliere und erfuhr, was es Neues gab.

Die Augen des Italieners funkelten. Ehrenhändel, das war seine Passion, und wenn er bloß davon hörte, bog sich sein geschmeidiger Körper wie eine stählerne Klinge. Seine Stimme färbte sich dunkel, seine Nüstern bebten; wie eine Katze, die auf eine Maus Appetit hat, leckte er sich wiederholt die Lippen.

„Ich kann auf Sie rechnen?“ sagte, aufstehend, Herr Einer, und: „Selbstverständlich,“ antwortete der Cavaliere.

Wie sehr erstaunte daher Herr Einer, als am nächsten Morgen, eine halbe Stunde vor der vereinbarten Zeit, der Cavaliere mit dem Sekretär des Fürsten bei

ihm eintrat, um ihm die Forderung des Baron de Lagloire zu überbringen.

„Wie ist das?“ fragte er mit einiger Ironie. „Sie sind doch mein Sekundant?“

Der Cavaliere entschuldigte sich mit geläufiger Zunge: Der Baron de Lagloire sei fremd im Land, er hätte keine Bekannten und wäre daher um einen Sekundanten verlegen, während dem Herrn Einer von den Offizieren des Forts, soviel er wolle, zur Verfügung stünden ... Und er fügte hinzu, daß er mit dem Baron stammverwandt, daß sie gemeinsamer Abkunft wären, daß Italien die lateinische Schwester Frankreichs sei und so weiter.

Er sagte alles, nur nicht die Wahrheit. Denn die Wahrheit war, daß der Baron de Lagloire ihn am Abend vorher endlich doch der schönen Mrs. World vorgestellt und damit den Umschwung in seiner Stellung herbeigeführt hatte.

Herr Einer aber ließ, ohne sich um den wahren Grund zu kümmern, die Entschuldigungen des Italieners gelten. Er nahm die Forderung des Barons an und nannte eine Stunde später seine Zeugen, deren einer der Graf Wachtholz war, während als zweiter ein ungarischer Kamerad dieses jungen Offiziers bereitwillig für den Cavaliere eintrat.

Mittlerweile hatte auch Graf Leopold dem gewalttätigen russischen Fürsten seine Kartellträger geschickt; aber Herr Einer war ihm bereits zuvorgekommen, so daß sie, da der Fürst im Vertrauen auf seine

Riesenkraft beide Herausforderungen annahm, zunächst die Reihenfolge der Duelle festsetzen mußten. Graf Leopold sollte als der erste antreten, Herr Einer sich inzwischen dem Baron widmen, und dann erst auch seinerseits den Russen angehen. Dem Engländer gönnte man Zeit, sich einzuschießen.

Dieses Programm wurde in beiläufig einer Woche abgewickelt, während welcher das Hotel seinen Aspekt äußerlich kaum veränderte. Nur daß man des öfteren paarweise schreitenden Offizieren in den Korridoren begegnete, und daß sich jeden Morgen einige Herren sehr früh wecken ließen, um einen Ausflug zu machen. Von einem solchen brachte man eines Tages den Baron de Lagloire auf einer Krankenbahre zurück. Er war ziemlich schwer verletzt, durch einen Stich in die Brust, der, wäre er auch nur einen Zentimeter tiefer gedrungen, sein Herz durchbohrt hätte. Im Hotel hieß es, er wäre abgestürzt.

Bald darauf stürzte auch der Fürst Knutenoff ab. Sein österreichischer Gegner, den er beim ersten Gange schwer bedrängte, hatte ihm beim zweiten standgehalten, beim dritten, selbst verletzt, eine nicht unerhebliche Verletzung beigebracht. Nachher hatte ihm, da er durchaus nicht nachgeben wollte, der Deutsche das Gesicht zersäbelt.

Aber auch er zahlte mit seinem Blute, und sein Blut war kostbar. Tausende fleißiger Arbeiter lebten davon, er mußte sich für sie erhalten.

So blieb auch er ein paar Tage unsichtbar. Im

Hotel hieß es, Herr Einer hätte sich den Fuß verstaucht.

Für den Cavaliere waren das herrliche Zeiten. Er war der einzige noch wehrfähige Mann unter den Gästen, der einzige, der außer dem Engländer noch unverletzt war; er war der Erbe seiner Freunde. Allabendlich saß er in dem Fauteuil des Barons und tagsüber machte er der schönen Glory den Hof, für alle Abwesenden. So gut war es ihm noch nie ergangen.

Die schöne Glory World ließ sich seine Hofmacherei eine Zeitlang gefallen. Er war so unterhaltlich in seiner Verliebtheit, deren tückisches Feuer ihr gefährlich aus seinen halbgeschlossenen Augen entgegensprang, wann immer es ihr Spaß machte, hineinzuschauen. Er war ein Meister im Flüstern, und sein Händedruck war beredt wie sein Mund.

Es machte ihr Vergnügen, ihn verrückt zu machen. Sie zog ihre schönsten Kleider an, dreimal täglich, immer ein anderes. Er antwortete mit Krawatten. Nachdem das ein paar Tage lang so fortgegangen, beschloß er, sie durch Preisgabe eines Geheimnisses, das er zu hüten hatte, ganz zu gewinnen. Er vertraute ihr an, daß Herr Einer sich keineswegs den Fuß verstaucht, sondern ein Duell gehabt hätte. Und er verlangte, unverschämt, wie er es sein konnte, einen Kuß für diese sensationelle Mitteilung.

Mrs. Glory blieb dem liebenswürdigen Verräter

den Kuß schuldig und begab sich eine Stunde später mit ihrer Mutter zu Herrn Einer. Sie fand ihn leidend, blaß, mit eingebundenem Kopf, aber mit unverändert blitzenden Augen beim Fenster sitzen, im Begriff, an seinen Freund zu schreiben. Sein Zustand war nicht im geringsten besorgniserregend.

Dennoch war ihm ihre Pflege willkommen. Ja, er wünschte sich im geheimen ein schwereres Leiden, um ihrer länger teilhaftig zu werden. Ohnehin hatte er sich in den letzten drei Tagen ziemlich vereinsamt gefühlt, und seine Unbeliebtheit schmerzlicher denn je empfunden. Den Baron de Lagloire pflegte die Fürstin, den russischen Fürsten, dem langsam ein Licht aufgehen mochte, daß er sich für den Liebhaber seiner Frau geschlagen hatte, seine blindergebene tartarische Bedientenschar. Nur um ihn, Herrn Einer, hatte sich bisher niemand im Hotel gekümmert. Aber das war nun mit einem Mal ganz anders geworden. Das Lächeln der schönsten Frau tröstete ihn über all seine Leiden hinweg, versöhnte ihn mit seinem Los, als ein friedfertiger Bürger in so blutige Händel hineingeraten und ganz gegen seinen Willen Schicksal der Welt geworden zu sein. Manchmal freilich grübelte er über die merkwürdigen Zusammenhänge, die da walten mochten, und einmal, während die ‚alte Welt‘ im Nebenzimmer Patience legte, sprach er mit seiner schönen Pflegerin darüber.

„An allem ist nur Ihre Unbeliebtheit schuld,“ rief sie lebhaft.

„Wer ist beliebt?“ fragte Herr Einer bitter. „Die anständigen Leute sind es nie gewesen, die Tüchtigen schon gar nicht, und Charakter verzeiht man keinem, der ihn hat!“

Die schöne Glory lächelte. „Charakter haben,“ sagte sie „das ist ganz schön. Aber man muß ihn nicht immer zeigen . . .“ Und indem sie den ihr vorschwebenden Gedanken in die Sprache ihres Landes übertrug, setzte sie rasch hinzu: „Ihr Deutsche kommt mir vor wie jemand, der mit einer eisernen Kasse reist, und so oft er eine kleine Rechnung zu bezahlen hat, die Kasse aufsperrt . . . Man kann auch mit einem Scheckbuch reisen.“

„Scheckbücher machen allerdings beliebter,“ versetzte Herr Einer, „besonders bei Leuten, die reich heiraten wollen.“

Die schöne Frau unterdrückte ein Lächeln.

„Sie meinen den Baron?“ fragte sie gedämpft.

Herr Einer wehrte ab:

„Bei dem ist alles Eitelkeit, auch die Liebe. Er liebt Sie, weil Ihnen ein Fürst den Hof macht.“

„Also ihn, den Fürsten, meinen Sie?“

„Auch nicht. Er liebt Sie aus Gewalttätigkeit. Um eine Eroberung zu machen.“

„Also der Cavaliere?“

„Das ist ein kleiner Verführer.“

„Bleibt nur der Engländer — Sir Powerful . . . Sie meinen —?“

„Er ist der Gefährlichste von allen! Nehmen Sie sich in acht!“

Kaum hatte Herr Einer das gesagt, als man drunten, in unmittelbarer Nähe des Hotels einen Schuß knallen hörte, und gleich darauf einen zweiten und dritten . . .

„Was ist das?“ fragte die schöne Glory, der es in diesem Hotel plötzlich unheimlich wurde.

„Es übt sich wohl jemand im Pistolenschießen,“ sagte, aufstehend, Herr Einer und trat gleichmütig ans Fenster. Dort wandte er sich um und schaute der schönen Frau, deren Blick den seinen ängstlich suchte, ernst lächelnd in die Augen.

Und in diesem Augenblick empfand die schöne Glory plötzlich etwas, was sie seit Jahren keinem Mann gegenüber empfunden hatte: Vertrauen.

Tags darauf, mit dem Frühesten, als Herr Einer eben zum ersten Mal wieder ausgehen wollte, trat unangemeldet der Engländer zu ihm ins Zimmer, eine Pistole in der einen, einen Gummiball in der anderen Hand. Er warf den Ball durchs Fenster, auf die Wiese hinunter, wo er liegen blieb. Und er fragte Herrn Einer ohne weitere Einleitung:

„Sehen Sie den Ball?“

Herr Einer nickte, äußerst erstaunt.

Aber Sir Powerful, ohne sich im geringsten um sein Erstaunen zu kümmern, hob die Pistole, zielte be-

dächtig und drückte ab. Drunten auf der Wiese platzte der Ball.

„Sie sehen, ich kann jetzt schießen!“ sagte Sir Powerful mit Genugtuung.

„Ich auch!“ sagte Herr Einer.

„Aber, wenn ich Ihnen mit dem ersten Schuß das Lebenslicht ausblase?“ fragte in beschwörendem Tonfall der Engländer.

„Sie vergessen nur eins, Sir Powerful, eine Kleinigkeit: daß den ersten Schuß ich habe.“

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie mich töten würden?“

„Ohne weiteres, Sir Powerful.“

„Nun — dann muß ich Sie als ein Christ daran hindern, ein Mörder zu werden,“ erklärte salbungsvoll Sir Powerful, legte die ausgeschossene Pistole beiseite und zog, uneingeladen am Tische Platz nehmend, einen Stuhl zwischen die Beine.

Herr Einer setzte sich gleichfalls. Eine ganze Weile saßen sie einander gegenüber, schauten sich in das Weiße ihrer Augen und keiner schien willens, den Mund aufzutun.

Endlich brach Sir Powerful das Schweigen. „Das Duell ist ein Blödsinn,“ versicherte er, indem er die gespannte Haltung aufgab, die Beine übereinander schlug und den Oberkörper lässig nach rückwärts gleiten ließ.

Herr Einer verneigte sich, einigermaßen ironisch. „Über die Wahrheit dieser Behauptung läßt sich

streiten," sagte er. „Aber jedenfalls verdient festgestellt zu werden, daß Sie zu dieser Einsicht erst gelangt sind, nachdem sich Ihre besten Freunde fast verblutet haben ... Sie hofften wohl, daß wir uns wechselseitig umbringen und Sie als einzig Überlebender der Notwendigkeit, sich zu schlagen, überhoben bleiben würden? Wie?"

„Wollen Sie damit sagen, daß ich feige bin?" fragte Powerful und griff neuerdings nach der Pistole.

„Ich will nur sagen, daß ich Sie nicht fürchte, und daß jetzt die Reihe an Ihnen ist, Sir Powerful."

Wieder saßen sie, mit unbewegten Gesichtern, zu allem entschlossen, minutenlang einander gegenüber. Keiner unterschätzte den anderen, und jeder wußte, daß es diesmal ums Leben ging.

Indessen war dem Sir Powerful das seinige am Ende doch zu lieb, als daß er dasjenige des Herrn Einer hätte aufs Spiel setzen mögen, und da er ein großer Herr war, nahm er keinen Anstand, seine geänderte Überzeugung mit einer Plötzlichkeit zu offenbaren, die ihm im Augenblick des Nachgebens zumindest den Schein der Überlegenheit sicherte.

„Unsinn!" ließ er sich vernehmen. „Ich sage, das Duell ist ein Unsinn!" und er schlug vor, den Ehrenhandel in Form einer friedlichen Wettfahrt auszutragen.

„Wir fahren von hier nach Bozen in unseren Automobilen, wollen Sie? Wer die bessere Zeit fährt,

betrachtet sich als Sieger und erhält von dem anderen tausend Pfund für den invaliden Soldaten. Das ist christlich und praktisch ist es auch. Denn am Ende kommt es zwischen zwei Gentlemen doch immer nur darauf an, wer von beiden das bessere Automobil hat."

Der Unbeliebte erklärte sich einverstanden, doch stellte er die Bedingung, daß Sir Powerful seine beiden verwundeten Freunde zu sich ins Automobil nähme.

„Gut," meinte der Sir, „aber dann müssen auch Sie eine Person in Ihren Wagen setzen — wegen des europäischen Gleichgewichts . . . Nach Ihrer Wahl!" fügte er rasch hinzu.

„Schön . . . Nach meiner Wahl!" äußerte, bedächtig lächelnd, Herr Einer.

Er war aufgestanden, der Engländer erhob sich gleichfalls, und ein kühle Verbeugung, die den Wärmegrad der Beziehung auch für die Zukunft festlegte, beendigte die Unterredung.

Am nächsten Tage wurde das Hotel geschlossen. Der Herbst war plötzlich übers Joch gestiegen, Reif lag auf den Wiesen, die Berge waren verhängt, und auf dem feuchten Kies des Vorplatzes stand aneinandergereiht eine Anzahl Automobile.

Im ersten saß die alte Welt mit den beiden Jungfern, einer schwarzen und einer weißen, sowie mit ihrer Katze, ihrem Papagei und einer größeren Anzahl klei-

nerer Gepäckstücke, Taschen, Hutkoffer und Ledersäcke, die der großen Bagage voraneilten.

Hierauf kam das Automobil des russischen Fürsten, in dem die Dienerschaft zusammengepfercht war, während die Fürstin mit dem Sekretär und den Kindern in dem Wagen des Baron de Lagloire Platz genommen hatte.

Es folgte das imposante Automobil des Engländers mit Sir Powerful und den beiden Verwundeten, die sich wechselseitig beim Einsteigen halfen.

Der Kraftwagen des Herrn Einer schloß sich an. Herr Einer saß, seiner Unbeliebtheit entsprechend, zunächst mutterseelenallein darin.

In dem nächsten Wagen saß dann überhaupt niemand; wohl aber lag jemand darunter. Es war der Chauffeur des Italieners, der an der leichten Voiturette einen im letzten Augenblick entdeckten schweren Schaden mit Hammer und Zange gutzumachen bemüht war.

Der Cavaliere war wütend. Alles ging ihm schief in diesen letzten Tagen: die Besitzung im Trento war um keinen Preis zu haben, die schöne Glory war ihm den verlangten Kuß noch immer schuldig, der Engländer, Franzose und Russe grüßten kaum, wenn er vorbeiging, der Deutsche schnitt ihn, und nun versagte, zu allem Überfluß auch noch, im Augenblick der Abfahrt, sein Automobil! Aufgeregt, fluchend lief er hin und her, zu gleicher Zeit vor Zorn und vor Kälte bebend; denn er war für den Tiroler Winter nicht

gerüstet, und sein flachrandiger Strohhut mit dem schwarzem Band sah komisch genug aus auf dem Hintergrunde der bereiften Wiesen und beschneiten Berge.

Da war Graf Leopold freilich ungleich besser ausgerüstet. Er kam im kurzen Pelzrock von seinem Fort herüber, um den Damen Adieu und Herrn Einer ‚Auf Wiedersehen‘ zu sagen. Die Wunde, die er davongetragen, belästigte ihn nicht mehr und schien ihm kaum noch fühlbar, denn als sich der Cavaliere danach erkundigte, antwortete er ihm nicht einmal ...

„Du kommst doch bald nach Berlin?“ fragte Herr Einer, aus dem Wagen heraus, die warme Hand des Freundes zwischen den seinen haltend.

„Du hoffentlich auch einmal nach Wien?“ erwiderte mit seinem hübschen Lachen der Graf. Sie standen jetzt auf Du miteinander und er freute sich darüber.

Der Cavaliere stand daneben und wurde zitronengrün vor Ärger. Aber da erschien, verspätet wie immer, Mrs. Glory World, in Pelzen und Schleiern, zwischen denen ihr schönes Gesicht rosig heraustauchte. Sie gab dem sich verneigenden Cavaliere nicht die Hand, ließ sie sich von dem Grafen küssen, und stieg dann ohne weitere Überlegung zu Herrn Einer in den Wagen.

In diesem Augenblick erklärte der italienische Chauffeur dem Cavaliere, daß sein Fuhrwerk nicht flott zu machen sei; er benötige eine neue Pumpe. Der Cavaliere mußte sich entschließen, allein zu Tal zu

fahren, und ging nun die Automobilreihe entlang, um vielleicht bei seinen Freunden Anschluß zu finden.

Aber das Automobil der alten Welt war überladen, das des Sir Powerful konnte der Verwundeten wegen nicht voll belegt werden, das französische und russische war bereits abgefahren. Es blieb dem Cavaliere nichts übrig, als sich an Herrn Einer zu wenden, in dessen Wagen noch Platz war.

„Sie erlauben mir doch, mitzufahren?“ fragte er, nachdem sich Graf Leopold empfohlen hatte und unter wiederholtem Winken den Weg zum Fort munter hinanzusteigen begann. Und der Cavaliere wollte, ohne die Antwort abzuwarten, gleich einsteigen.

Aber Herr Einer, der dem Freund nachgeblickt hatte, wandte sich jählings um und sagte energisch: „Nein!“, wobei er den vom Cavaliere bereits geöffneten Schlag wieder zuzog.

„Signor!“ fauchte der Cavaliere, „Signor! Das ist zu viel! Sie werden mir Genugtuung geben.“

Jedoch Herr Einer schüttelte den Kopf.

„Sie überspring' ich!“ sagte er und ließ das Automobil so heftig angehen, daß dem Cavaliere der Hut vom Kopf fiel. Barhäuptig und mit wütend aufgerissenen Augen stand er da, es war ein komischer Anblick. Die alte und die neue Welt, den Hoteldirektor und sein ganzes noch restliches Personal, ja sogar den Chauffeur unter seiner eigenen Voiturette kam ein Lachen an, so komisch war er.

Auch Herr Einer machte ein humoristisches Gesicht und sagte heiter, wenn auch nicht ganz ohne Bitterkeit, im Davonfahren zu seiner reizenden Begleiterin:

„Mir scheint, jetzt ist d e r der Unbeliebte.“

Aber die schöne Frau rückte näher zu ihm, ganz nahe, und sagte leise, lächelnd:

„Nein, Lieber, d e r ist nur lächerlich! . . .“

Escamillo

Wir waren eine kleine Reisegesellschaft, fünf, sechs Herren, die Zufall und Verabredung in einem Coupé erster Klasse zusammengeführt hatte, und wir unterhielten uns über den neuen spanischen Tenor, von dem zu reden augenblicklich zum guten Ton gehörte. Man rühmte, wie in solchen Fällen üblich, die unvergleichliche Stimme und edle Haltung des Künstlers; seine Anmut, sein Feuer, seine Manieren. Die sehr hohe Gage blieb natürlich auch nicht unerwähnt, und zum Schluß machte noch einer, ein Offizier, die in diesem Zusammenhang gleichfalls unvermeidliche Bemerkung, daß der Sänger ein unglaubliches Glück bei Weibern habe. In diesem Augenblick mischte sich Freund Adolf, der abseits gesessen und zu lesen versucht hatte, in das Gespräch.

„Warum unglaublich?" fragte er in seiner mokanten Art herüber. „Sie scheinen doch insgesamt geneigt, daran zu glauben."

„Sie nicht?" gab der Offizier betreten zurück.

„Ja und nein," sagte Freund Adolf, das Buch beiseite legend. „Was Sie eben unter Glück verstehen. Ich hatte einmal Gelegenheit, einen solchen Glücksfall aus der Nähe zu beobachten."

Und er erzählte:

„Ich bin, wie einige der Herren vielleicht wissen dürften, in derselben Provinzstadt aufgewachsen, in der ich heute als Abgeordneter im Landtag zu sitzen die Ehre habe, und zwar, was in einem Coupé erster Klasse zu erwähnen vielleicht nicht ganz überflüssig ist und einem demokratischen Deputierten unter allen Umständen wohl ansteht: in den denkbar bescheidensten Verhältnissen. Mein Vater war Buchhalter mit kärglichem Salär, ich hatte mehrere Geschwister, meine Mutter war kränklich, kurz, es ging nicht eben üppig bei uns her. Der einzige Luxus meiner Knabenzeit, an den ich mich erinnern kann, das waren die drei schönen ‚Buchermädeln', die hin und wieder zu meiner älteren Schwester auf Besuch kamen.

Diese drei Mädchen, die meine armselige Jugend verschönerten, hatten dann später ihre besonderen Schicksale. Marie Bucher, die älteste, tanzte viel mit Offizieren und starb an der Schwindsucht. Die zweite, Flora mit Namen, ging, wie so manche Schöne, an ihrem Stolz zugrunde. Sie schlug nachweisbar einen Zivilingenieur in gesicherter Stellung aus und gibt heute Klavierstunden. Die dritte und jüngste war die am wenigsten schöne und hübscheste von den dreien. Rosa hieß sie und sie war es auch — nämlich rosa. Wirklich, ich wüßte heute nicht mehr von den äußeren Vorzügen dieser angenehmen jungen Dame zu berichten. Wie eine rosa Pfirsichblüte schwebt sie im frühlingshellen Garten meiner Erinnerung. Ich war in sie verliebt, andere waren es auch,

und noch nicht neunzehn heiratete sie einen Fabrikanten.

Ein Fabrikant, das will in der Stadt, in der diese Geschichte spielt, allerhand bedeuten. Denn die dortige Bevölkerung zerfällt eigentlich nur in zwei Klassen: Fabrikanten und deren Angestellte. Die Angestellten sind natürlich in weitaus überwiegender Mehrzahl vorhanden. Auch Rosas Vater war ein solcher, Fabrikdirektor, ohne eigenes Vermögen. Darum hieß es ganz allgemein, daß sie ihr Glück mache, als sie der Fabrikant nahm. Er war reich und ein schöner Mann. Allerdings will das nicht viel sagen: alle unsere ledigen Fabrikanten sind schöne Männer, wenn man den Müttern heiratsfähiger Töchter zuhört, und Herr von Höfer — er war nicht ‚von', aber wir nannten ihn so, weil er Fabrikant war — war lang genug ledig geblieben, um diesen Ruf dauernd zu befestigen. Er war groß und schlank, hatte dunkle, tiefliegende Augen, einen schwarzen Schnurrbart und eine geräumige Glatze, die wie gebohnt glänzte, und auf der ganz vorne, eine halbe Spanne über der Nasenwurzel, ein kleiner Rest kohlschwarzer Haare saß, mit auseinandergebreiteten Flügeln, wie ein Trauermantel auf einem Kürbis. Etlichen jüngeren Leuten mochte dieser deplazierte Schmetterling mißfallen; aber die Mütter fanden ihn dämonisch.

Ob schön oder nicht, jung oder nicht, jedenfalls war Herr von Höfer ein Mann von vorbildlicher Eleganz. Er trug immer gebügelte Beinkleider und seine Pla-

stronbinder waren in der Gegend berühmt. Die buttergelben Handschuhe, der stark geschweifte Zylinder, die Lackschuhe, in die er ohne Rücksicht auf die Jahreszeit und sogar an Wochentagen seine Füße gesteckt hatte, das spiegelnde Monokel, das mit einem winzigen goldenen Geländer versehen, an einem haardünnen Faden befestigt war, und das er wie kein anderer im Verlauf einer Konversation effektvoll ‚auszuspucken‘ wußte: all das zusammengenommen ergab ein Bild, wie man ihm sonst nur in Witzblättern und Schneiderjournalen begegnet. Übrigens war Herr von Höfer nicht nur elegant, er lebte auch auf dem entsprechend großen Fuße. Er fuhr zu den Rennen nach Wien, einmal im Jahr für mehrere Wochen nach Paris, und war im Juli in Karlsbad, aus keinem anderen Grund, als um bei Pupp zu speisen. Nach seiner Verheiratung stellte sich allerdings heraus, daß er auch etwas Zucker hatte.

Ob Rosa diesen dämonischen und gefährlichen Mann geliebt hat, bleibe unentschieden. Sicherlich hätte sie nicht gewagt, das Gegenteil zu behaupten. Und für alle Fälle hat man sie auch nicht um ihre Ansicht gefragt.

Einmal verheiratet hatte der alternde Geck nur eine Sorge: ein Schicksal von seinem Haupte abzuwenden, das er im Verlauf der Jahre manchem anderen bereitet hatte. Er ging hierbei nach einer bewährten Methode vor. Rosa bekam in der ersten Zeit ihrer Ehe jedes Jahr ein Kind, und nach dem dritten

war sie bereits dermaßen erschöpft, daß ihr der lebenslustige Gemahl sogar noch etwas ‚vorgeben‘ konnte, wie die Billardspieler sagen, und nach Paris reiste. Übrigens brachte er ihr von dort einen wirklich sehenswerten Hut mit, was Männer seiner Art, wenn sie nach Paris reisen und verheiratet sind, selten zu tun unterlassen.

Um jene Zeit übersiedelte ich nach Wien, um als junger Doktor in eine Advokaturkanzlei einzutreten. Ich verabschiedete mich von meiner Jugendliebe, und ich sehe sie noch deutlich vor mir, wie sie damals aussah. Obwohl kaum vierundzwanzigjährig, machte sie den Eindruck einer müden und verbrauchten Frau. Sie war Mutter dreier Kinder, hatte Falten auf der Stirn und eingesunkene Schultern. Man hätte sie für zweiunddreißig halten können.

Als ich zehn Jahre später wieder in meine Heimat kam, um mich um mein jetziges Mandat zu bewerben, war sie höchstens dreiundzwanzig. Eine schöne, blutjunge und lebensheiße Frau stand mir gegenüber. Ihr Gesicht war wieder ganz glatt und rosa, ihr Mund glühte, aus den Augen stoben Funken. Die ganze Person war mit Feuer gefüllt, und wenn man ihr etwas tiefer in die Augen schaute, sah man es inwendig brennen.

Die Frauen haben eine merkwürdige Art, ihre Jugend mehrmals von neuem anzufangen. Ein Mann ist einmal jung, ziemlich lang, wie wir aus Erfahrung wissen, und ist es vorbei, dann ist es gewesen. Eine

Frau ist heute vierzig und morgen zwanzig, wie es ihr gerade paßt. Der Mann kann da nicht Schritt halten, auch Herr von Höfer konnte es nicht, im Gegenteil: an der Seite seiner unwahrscheinlich jungen Frau sah er älter aus, als er war. Übrigens war er in den letzten Jahren wirklich merkbar gealtert. Er war kleiner geworden, der Kopf war nach vorne gefallen, das Kinn schlaff und faltig. Der Schnurrbart allein war noch schwarz, vielleicht sogar schwärzer als ehedem, aber oben von der nur noch trübe spiegelnden Glatze war der Trauermantel weggeflogen, auf Nimmerwiedersehen.

Herr von Höfer konnte seiner Frau nun nichts mehr ‚vorgeben', und er versuchte es auch gar nicht mehr; vielmehr hatte er alle Mühe, die Partie im gleichen zu erhalten. Er tat es mit der äußersten Geschicklichkeit, die zu bewundern ich wiederholt Gelegenheit hatte, da ich im Haus verkehrte. Frau Rosa war nicht kokett, aber jung und lebenslustig, und die Männer spürten das. Sie war von Verehrern umgeben, ihr Salon war immer voll von Kandidaten. Aber dem Hausherrn schien alles zu wenig; er zog fortwährend neue Bewerber heran, wo er eines jungen Mannes habhaft werden konnte, lud er ihn ein. Ich war dabei, als seine Frau auf einer Reunion einen gewissen Doktor Schindler kennen lernte, einen unbedeutenden jungen Herrn von der Statthalterei. Kaum hatte sie zweimal mit ihm herumgetanzt, als sich auch schon der Gatte an ihn heranmachte, ihm Zigaretten anbot, ein

politisches Gespräch anknüpfte und schließlich der Hoffnung Ausdruck gab, Herr von Schindler werde es am nächsten Sonntag bei ihm fortsetzen. So machte er es immer, bei Offizieren, adeligen Herren aus der Umgebung, durchreisenden Künstlern: alle mußten sie bei ihm ihre Visitenkarte abgeben, seiner Frau huldigen — unter seinen Augen. Damit erreichte er tatsächlich, daß seine Gattin niemals mit einem Bewerber in ihrem Salon allein war, und das ist das wichtigste; außerdem aber, daß sie nicht einmal Zeit hatte, eine Neigung zu entwickeln. Denn sie lebte in einem beständigen Rausch der Eitelkeit, in einem Wirbel von Vergnügungen. Herr von Höfer sorgte dafür, daß er nie ein Ende nahm und mit zunehmender Intensität die junge Frau umschäumte; unter dem Vorgeben, es seiner Stellung schuldig zu sein, hetzte er sie von Fest zu Fest; zwang sie, an zahllosen Veranstaltungen als Patronesse teilzunehmen, in immer neue Vereine einzutreten, auf immer anderen Bällen zu tanzen. Wie von Furien getrieben, aber lächelnden Gesichts, stürmte die junge Frau durchs Leben; und der Gatte hinter ihr her, keuchend vor Anstrengung, aber entschlossen, ein Tempo durchzuhalten, das ihn allein noch retten konnte.

Wirklich hatte er den Triumph, daß die immer lauernde Nachrede in den Beziehungen Rosas zu den Männern um sie her keinerlei konkrete Nahrung fand. Man sprach zwar von einem Grafen, der ihr seit Jahren huldigte, als dem zumeist Begünstigten. Andere

nannten einen Rittmeister, der sich auch viel Mühe gab und ein stadtbekanntes Glück bei Frauen hatte. Aber im Grunde war dieses Gerede müßig; Herr von Höfer wußte es und lächelte darüber.

Da kam der Sänger Roald Anderson in die Stadt und entschied als Escamillo Herrn von Höfers Schicksal. Als Escamillo in ‚Carmen', jawohl.

Übrigens war Herr von Höfer selbst daran schuld; denn Anderson hatte durchaus nicht die Absicht gehabt, bei uns zu gastieren. Er sollte ein auf vier Abende berechnetes Gastspiel an der Wiener Hofoper absolvieren und mußte, da er unmittelbar vorher in Dresden sang, unsere Stadt auf seiner Fahrt nach Wien berühren. Darauf spekulierte der Direktor unseres Stadttheaters, als er dem berühmten Sänger telegraphisch einen Antrag machte. Aber die Verhandlungen zerschlugen sich infolge des exorbitanten Honorars, das der Sänger für ein einmaliges Auftreten verlangte. Der Direktor hatte nun den klugen Einfall, dieses Ereignis, bevor er es den Zeitungen mitteilte, im Metropolklub zu verlautbaren, und damit hatte er gewonnenes Spiel. Denn in meiner geliebten Vaterstadt existiert wie in den meisten größeren Provinzstädten eine Partei von Snobs, die es in allen Stücken der Großstadt gleich- und womöglich zuvortun möchte. Diese Snobs, die durchwegs reiche Leute und zum Teil Millionäre sind, fühlten sich durch die Ablehnung des Sängers in ihrer empfindlichsten Eitelkeit verletzt. Sie schossen den Bettel, den er verlangte, im Klub zusammen und

boten ihn Roald Anderson telephonisch an. Roald Andersons Agent war einverstanden, und es wurde ein zweimaliges Auftreten des berühmten Baritons vereinbart. Man sagt, daß Herr von Höfer damals im Klub die ganze Sache entschied, indem er die noch fehlenden dreitausend Kronen aus Eigenem zuschoß. Sie können daraus abnehmen, wie schlecht es unseren Fabrikanten geht. Übrigens knüpfte Herr von Höfer an seine Freigebigkeit die Bedingung, daß das Bankett, das den zweiten Abend beschließen sollte, in seinem Hause stattfände. Was ihm auch zugesichert ward.

Tags darauf kam Anderson. Er stieg im ‚Stern' ab, hielt sich den ganzen Nachmittag verborgen und sang am Abend den Scarpia in der ‚Tosca'. Ich war damals wieder einmal auf Besuch in meiner Vaterstadt, hielt Reden und wohnte Versammlungen bei, denn es war gerade die Zeit vor den Wahlen. Am Abend ging ich zur ‚Tosca'. Ich sah Anderson zum ersten Mal und war von ihm entzückt. Seine Stimme, in der sich Kraft und Wohllaut wunderbar vereinten, sein vollendet natürliches Spiel und nicht zuletzt eine wahrhaft blendende Erscheinung nahmen mich von Anfang an gefangen, und ich staunte über unser Publikum, das angesichts einer merkwürdigen Vereinigung höchst seltener Gaben auffallend kühl und zurückhaltend blieb. Nur Frau Rosa teilte meine Begeisterung.

„„Ich habe nie einen schöneren Mann gesehen,"“

sagte sie, nach dem zweiten Akt, als ich sie in ihrer Loge besuchte, und ihre Augen schwärmten.

„ „Er wird ja morgen abend bei uns essen,“ “ beeilte sich Herr von Höfer zu versichern.

Frau Rosa spielte träumerisch mit ihrem Fächer und warf, einen Gruß erwidernd, ein Lächeln über den Rand der Loge. Sie war mir in den letzten Wochen ein wenig zerstreut und bekümmert erschienen, etwas blaß, etwas übernächtig und sehr nervös, was übrigens bei dem Leben, das zu führen sie gezwungen war, nicht wundernehmen konnte. Heute jedoch war all das von ihr wie weggeblasen, ihre Schönheit hatte wieder den reinen Glanz der Jugend. War es die Musik, der Sänger, der nahende Frühling? Ich schaute fragend in ihr lichtes Gesicht, ihr heller Blick begegnete dem meinen, schien mir Antwort geben zu wollen — da ward es dunkel, der dritte Akt begann.

„ „Auf Wiedersehen morgen,“ “ sagte sie und drückte mir die Hand, so warm und herzlich, als versicherte sie sich eines Bundesgenossen.

Am nächsten Abend sang Anderson den Escamillo und erzielte jenen ungeheueren Erfolg, den er in der Folge immer wieder hatte, so oft er irgendwo als Escamillo auftrat. Er tat es durch drei Jahre in allen größeren Städten der Welt; hatte dann den guten Geschmack, sich von der Bühne zurückzuziehen und lebt heute als stattlicher Gutsbesitzer und Schloßherr mit Frau und Kind von den ersparten Honoraren.

Ich selbst habe den weltberühmten Sänger wiederholt als Escamillo gehört. Aber ich war von seiner Leistung nie mehr so überwältigt wie damals, das erste Mal, als er noch nicht wußte, daß er überwältigte.

Unser Publikum spürte das sofort. Man hatte den Gast am ersten Abend fühlen lassen, daß er sich, eh er kam, mehr als nötig geziert hatte; nun aber, am zweiten, gab man sich ihm und seiner Kunst rückhaltlos gefangen. Nach dem berühmten Lied im zweiten Akt: ‚Auf in den Kampf . . .‘ erscholl ein Applaus, wie ich ihn ähnlich niemals, weder früher noch später, in deutschen Landen vernommen habe. Italiener pflegen so zu applaudieren, aber die werden rascher müde. Unser Publikum applaudierte eine geschlagene Viertelstunde lang. Es war wie ein Gewitter, mit Donnern und Blitzen, das über den Sänger niederging; anfänglich versuchte er, zu lächeln, sich zu verneigen, den Beifall zu quittieren, auf die Mitspielenden abzulenken. Nach fünf Minuten gab er das auf und ließ das freundliche Unwetter an sich herunterrinnen. Er stand da wie eine Bildsäule im Regen, ernsten Gesichts und ohne eine Miene zu rühren. Und so standen auch die anderen: Carmen, Don José, der Chor, ja sogar der Kapellmeister und das Orchester: alle warteten, bis es aus wäre. Und es war auch wirklich nichts anderes zu tun.

Mitten in dem Getöse schaute ich zu Frau von Höfer hinauf. Sie applaudierte nicht, aber sie atmete schwer und blickte entzückt auf die Bühne. Hinter ihr stand der Mann, mit einem bösen Nußknackergesicht,

und klatschte in die Hände, als wollte er den schönen Sänger erschlagen. Vielleicht bereute er in diesem Augenblick schon die Bedingung, die er selbst gestellt hatte; denn bis zur Stunde kannte Frau Rosa den gefährlichen Mann noch nicht, sie sollte erst bei dem in ihrem Hause stattfindenden Bankett seine Bekanntschaft machen.

Ich war gleichfalls eingeladen und Zeuge dieser denkwürdigen Begegnung. Der schöne Sänger, vom Direktor im Triumph herbeigeschleppt, trat ein und verneigte sich vor der Hausfrau, die ihm durch das Spalier ihrer Gäste entgegengeeilt war. Er wollte ihre Hand küssen, aber sie drehte blitzschnell die seinige nach oben und hauchte einen Kuß darauf, eh er es hindern konnte. Die anderen Frauen riefen Bravo! und ahmten dieses Beispiel nach; sie alle, oder doch beinah alle küßten dem Sänger, der sich lachend wehrte, die weißen Hände. Die Männer standen dabei, wie vorhin der Chor, und schauten mißgünstig zu. Herr von Höfer war Chorführer.

Etwas später führte Frau Rosa ihren berühmten Gast zu Tisch. Er saß neben ihr an der mit Rosen überschütteten Tafel und redete wenig. Nur von Zeit zu Zeit sah er sie an mit seinem schmachtenden Blick des geübten Herzensknickers; dann öffneten sich ihre Augen leidenschaftlich, und sie lächelte wie eine Bacchantin. Diesen Eindruck machte sie übrigens den ganzen Abend. Sie glühte, sie flog, ihr Kleid schien zu brennen und sie brennend durch die Luft zu tragen. Man=

mußte gerade kein Psycholog sein, um zu sehen, daß sich heute im Leben dieser Frau irgend etwas entschied — vielleicht ihr Schicksal.

Um Mitternacht empfahl sich der Sänger. Sein Impresario erlaubte ihm nicht, länger aufzubleiben, auch mußte er am nächsten Tag nach Wien fahren. Er wollte, wie er sagte, den Zwölfuhrzug benutzen, und alle Damen versicherten, das wäre der beste; denn sie wollten sämtlich zur Bahn kommen.

Unmittelbar vorher hatte ich gesehen, wie Roald Anderson am Klavier neben der Hausfrau stehend ein paar Worte auf eine Karte schrieb, die sie mit entzücktem Augenaufschlag in ihrem Decolleté verbarg. Nun begleitete sie ihn bis zur Türe, wo er ihr artig die Hand küßte, als ein höflicher Gast ‚für den scharmanten Abend' dankend. Sie schaute ihm nach wie einem Traumbild, ihr Lächeln erstarrte, die Glut in ihren Augen sank zusammen. Nachdem sie noch ein paar zerstreute Worte mit dem und jenem, auch mit mir gesprochen hatte, war sie plötzlich aus der Gesellschaft verschwunden. Ihr Gatte, der, als sich der Sänger empfahl, aufzuatmen schien, entschuldigte sie, nach eingeholter Erkundigung, mit Kopfschmerzen.

Am nächsten Morgen fuhr ich mit dem Achtuhrzug nach Wien zurück. Ich zog diesen Zug vor, weil die meisten meiner Landsleute den späteren benützten und ich meinerseits lieber allein reiste. Dies gelang mir auch fast immer, und im Vertrauen darauf hatte ich mich eben in meinem Coupé erster Klasse häuslich

einzurichten begonnen, als plötzlich, unmittelbar vor Abgang des Zuges, ein zweiter Herr, vom Kondukteur geschoben, in mein Abteil eintrat. Es war Roald Anderson.

Er erkannte mich, drückte mir die Hand und setzte sich mir gegenüber ans Fenster. Ich gab meiner Verwunderung über die Begegnung Ausdruck.

„„Sie wollten doch erst zu Mittag fahren,““ sagte ich.

Roald Anderson lächelte schlau:

„„Das mach ich immer so. Ich reise lieber allein.““

„„Ich auch,““ sagte ich.

Er lachte herzlich.

„„Da wir beide den gleichen Geschmack haben," meinte er, „ist es wohl am besten, wir bleiben beisammen.““

Er war ein netter, ruhiger, wohlerzogener Mann, ziemlich jung und noch nicht vom Ruhm verdorben. Wir plauderten miteinander, er erzählte mir von Rußland, wo er kürzlich gastiert hatte, und zeigte mir das Bild seiner Frau, das er, wie ein guter Bürger, in der Brieftasche bei sich trug. Als wir einige Stunden später in Wien anlangten, fragte er mich, ob ich Lust hätte, am Abend mit ihm zu speisen. Ich konnte natürlich nicht anders, als eine so schmeichelhafte Einladung dankend annehmen.

Jetzt aber, meine Herren, kommt die Überraschung. An jenem Abend nämlich, als wir zu zweit im Eßzimmer des Hotels saßen, das Anderson bewohnte, er-

schien plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, Herr von Höfer und neben ihm der Rittmeister, den ich als einen der vermeintlich Begünstigten vorhin erwähnt habe. Beide Herren machten aufgeregte und ernste Gesichter und schienen mit den Augen jemand zu suchen. Als sie uns entdeckten, blieben sie trotz meines Grußes in gemessener Entfernung stehen. Gleich darauf übergab der Kellner dem Sänger eine Karte. Der stand überrascht auf, trat zu den beiden und erkundigte sich, höflich grüßend, nach ihrem Begehr. Herr von Höfer aber grüßte nicht, sondern fragte, ohne weitere Einleitung und so laut, daß ich, wie auch mehrere andere Gäste, die in der Nähe saßen, es hören konnten:

„ „Wo ist meine Frau?“ “

Dabei spuckte er das Monokel höchst effektvoll aus und starrte dem Sänger drohend ins Gesicht.

Anderson blickte unwillkürlich um sich, als suchte er die vermißte Dame. Da er sie offenbar nicht fand, gab er durch eine lächelnde Gebärde zu verstehen, daß er sich außerstande fühle, die Frage zu beantworten. Herr von Höfer jedoch ließ sich damit nicht abspeisen.

„ „Sie ist mit demselben Zug wie Sie nach Wien gefahren,“ “ schrie er, noch lauter als vorher. Und der Rittmeister, der nicht untätig daneben stehen wollte, fügte anklagend hinzu:

„ „Mit dem Achtuhrzug! Jawohl!“ “

Einige Gäste wurden aufmerksam, man begann zu lachen. Der Fabrikant, offenbar toll vor Eifersucht, kehrte sich nicht daran.

„ „Ein Bahnbeamter hat sie einsteigen gesehen. Sie ist mit Ihnen durchgegangen!“ “

Und wieder sekundierte ihm der Rittmeister; sehr ernst, die Faust am Säbelgriff:

„ „Sie haben sie entführt!“ “

Den Sänger begann die Sache zu amüsieren. Obwohl er kein Geck war, schmeichelte es ihm doch, sich durch ein Mißverständnis zum Helden eines Romans gemacht zu sehen, der ihn um so mehr erlustigte, als er ihn nichts anging. Er zwinkerte zu mir herüber und sagte dann wieder zu den Herren gewandt:

„ „Ja aber entschuldigen Sie, meine Herren, was berechtigt Sie . . .?“ “

Der Fabrikant ließ ihn nicht ausreden.

„ „Sie haben es mit ihr besprochen . . . Weshalb hätten Sie uns sonst gesagt, daß Sie erst Mittag reisen werden? Übrigens haben Sie ihr vor dem Weggehen einen Zettel zugesteckt. Ich hab' es gesehen.“ “

„ „Ich auch,“ “ schrie der Rittmeister, und da der Sänger einwand, es sei ein Autogramm gewesen, fügte er, nunmehr schon in einen beleidigenden Tonfall übergehend, militärisch barsch hinzu:

„ „Das kann ein jeder sagen!“ “

Die Szene begann ungemütlich zu werden und Anderson hielt es für klüger, sie zu beenden. Er tat es, indem er, ohne seine dominierende Haltung aufzugeben, mich in die Lösung hineinzog.

„ „Der Herr da,“ “ sagte er, mit einer eleganten Handbewegung zu mir hinüber, „ „hat die ganze Reise

mit mir gemacht. Er wird so freundlich sein zu bestätigen, daß wir Ihre Frau Gemahlin nicht gesehen haben.“ “

Das wirkte wie ein coup de theatre. Ich bezeugte, wie es meine Pflicht war, die vollständige Unschuld des Sängers, der überdies sein Ehrenwort gab, daß er Frau von Höfer seit gestern abend nicht gesehen hätte. Unter diesen Umständen blieb den beiden Herren nichts übrig, als sich zurückzuziehen. Herr von Höfer tat es mit gutem Anstand. Er setzte das Monokel, das ihm verlegen vor dem Bauch tanzte, an seine frühere Stelle und sagte gemessen und mit einer Spur von Würde, wie sie das eheliche Mißgeschick einem älteren Herrn verleiht:

„ „Entschuldigen Sie!“ “

Im Fortgehen hörte ich ihn dann noch zu seinem Begleiter sagen:

„ „Sie ist also mit einem anderen durchgegangen.“ “

„ „Ja, aber mit wem?“ “ fuhr ihn der Rittmeister an, als wäre es unverantwortlich, das nicht zu wissen. Herr von Höfer zuckte trübselig mit den Schultern, und ich sah den vormals so eleganten Mann nicht ohne Rührung sich gebückt und verlegen aus der Türe drücken, die der Kellner mit einem Schmunzeln hinter ihm schloß.

Ein Trost, wenngleich ein schwacher, mag es für ihn gewesen sein, daß er nicht der einzige Blamierte in dieser Affäre war; sondern der Rittmeister, der

Graf und alle anderen Hofmacher der Frau Rosa waren es gleichfalls. Die ganze Jeunesse dorée meiner Vaterstadt, soweit sie im Salon der hübschen Frau verkehrte, war kompromittiert und gewissermaßen vor der Öffentlichkeit bloßgestellt, als nach ein paar Wochen herauskam, wen die umschwärmte Dame zum Gefährten ihrer Flucht erwählt hatte. Es war der kleine Doktor Schindler, der uninteressanteste und unbeträchtlichste ihrer Verehrer, an den niemand dachte. Indessen liebte sie ihn seit Monaten, wie sich im Verlauf des Scheidungsverfahrens ergab, und damals, an jenem schicksalsvollen Abend, als der berühmte Sänger den Escamillo sang, war diese Liebe bloß reif geworden: unter dem Gluthauch von Roald Andersons werbender Stimme. Dafür spricht auch, daß sie ihren Buben aus zweiter Ehe — sie heißt jetzt Frau Doktor Schindler — ‚Roald' nannte. Sie hätte ihn ebensogut Escamillo nennen können; aber das klang ihr wohl etwas zu spanisch."

Die Locke

Ja die Eifersucht — sagte der alte Exzellenzherr, der nur, wenn er Geschichten erzählte, wieder jung wurde — die Eifersucht ist für mich immer die interessanteste menschliche Leidenschaft gewesen. Wie soll man sie definieren? Als einen Neid des Herzens? Aber dann wäre sie verächtlich wie jeder Neid. Als eine Psychose, eine Art Geisteskrankheit? Dann müßte man alle Liebenden in ein Narrenhaus sperren. Oder als ein Recht der Liebe? Aber welcher Mensch hat ein Recht auf einen anderen; auf seinen Körper, auf seine Seele? Das ist lächerlich. Die Sklaverei ist abgeschafft, sollte man meinen. Und doch, in diesem Punkte wird sie nie abgeschafft werden. Der Wunsch, die Geliebte ausschließlich zu besitzen, für die Gegenwart, Zukunft und — was das Dümmste und Unmenschlichste ist — für die Vergangenheit, ist ein Urtrieb, der in jedem von uns rege ist und sich auslebt, ohne Rücksicht auf Verstand, Charakter, Erziehung, Grundsätze, auf unsere guten oder schlechten Eigenschaften.

Übrigens, wenn man wissen will, was Eifersucht ist, was sie kann, wozu sie den Menschen befähigt, muß man nach Italien gehen. Nicht der Türke, der von sprichwörtlicher Eifersucht ist, der Italiener ist

der eifersüchtigste Mensch auf der Welt. Und ganz besonders der Süditaliener: der Neapolitaner, Calabrese, Sizilianer. Die Gegend zwischen Vesuv und Ätna — das ist das eigentliche Stammland der Eifersucht. Sie gedeiht, so scheint es, wie der gewisse Lavawein am besten auf vulkanischem Grund.

In Neapel vergeht kein Tag ohne Revolverschießerei oder Messerstecherei, deren Motiv regelmäßig Eifersucht ist. In Catania hat vor ein paar Jahren ein neunjähriger Schulknabe einem, wie er sich einbildete, begünstigten Rivalen mit dem Zirkel ein Auge ausgestochen. Und in Palermo fand ich anläßlich meines letzten dortigen Aufenthaltes an einem einzigen Tage fünf Eifersuchtstragödien in der Zeitung verzeichnet. Am selben Abend erdrosselte ein eleganter Herr seine Frau in einer Theaterloge. Die Oper, die man passend dazu aufführte, war die Cavalleria — eine der zahllosen italienischen Opern, deren Motiv die Eifersucht ist.

In Palermo war ich auch selbst einmal Zeuge einer Eifersuchtsgeschichte der kuriosesten Art, die ich je erlebt habe. Wenn die Damen starke Nerven haben, will ich sie ihnen erzählen.

Der Held dieser eigentümlichen Begebenheit war der Conte Labia, ein Freund von mir zu der Zeit, als ich noch Attaché bei der Botschaft in Rom war. Leider darf ich bereits, ohne indiskret zu sein, seinen schönen Namen nennen ... Es ist fast dreißig Jahre her, daß die Geschichte passiert ist.

Der Conte Labia, Neapolitaner von Geburt, war einer jener schönen Italiener, die dazu auf die Welt gekommen scheinen, um in allen Opern, die das Leben arrangiert, die Tenorpartie zu singen. Er war jung, er war elegant, er war reich. Daß er Glück bei Frauen hatte, ist selbstverständlich; daß er sich nichts aus ihnen machte, bleibt erwähnenswert. Liebeshändel hatte er wohl wie wir alle, aber obgleich er wie eine Romanfigur aussah, verliefen sie alle völlig unsentimental. Eifersüchtig habe ich ihn bis zu seinem zweiunddreißigsten Lebensjahre eigentlich nie gesehen. Da, plötzlich, brach diese Leidenschaft bei ihm aus. Aber wie sie ausbrach! Wie der Vesuv.

Die sie entzündete, war eine Florentinerin, ein Mädchen aus der Gesellschaft, aber nicht aus der besten, das ich flüchtig kannte und zu dem ich meinem armen Luigi, wenn er mich gefragt haben würde, nicht eben geraten hätte. Tochter einer zweideutigen Mutter und eines Vaters, der seine Nächte am Spieltisch verbrachte, war Franca — so hieß Labias Auserwählte — ohne rechte Erziehung wie ein schönes Unkraut aufgewachsen. Die Familie gehörte jenem niederen italienischen Adel an, den nur der unerfahrene Fremde als zur Aristokratie gehörig betrachtet, während man in den halbwegs exklusiven Klubs die Namen seiner Mitglieder zurückweist wie falsches Geld. Franca selbst erfreute sich auch keines allzu guten Rufes; man nannte sie kokett, ohne ihr allerdings etwas Bestimmtes nachsagen zu können. Ihre Feinde

erklärten dies damit, daß sie wenig in die Welt gegangen war und den Winter, ihrer angegriffenen Gesundheit wegen, regelmäßig bei einer Tante in Sizilien zu verbringen pflegte. Aber auch ihre Freunde mußten zugeben, daß sie, nicht mehr ganz jung und ziemlich schlecht behütet, wie sie war, jedenfalls mehr Gelegenheit als eine andere zu Abenteuern gehabt hatte. Ihre Erscheinung begünstigte diese Vermutung; sie war schön, und ihre Schönheit hatte etwas Herausforderndes. Ich sehe sie noch deutlich vor mir, wie sie damals, auf dem großen Ball bei der Principessa Colonna, neben meinem Freunde stand: eine feurige Brünette mit zwei azurdunklen Augen, so tief und leuchtend blau, wie das Wasser der blauen Grotte. Labia hätte, als Neapolitaner, gegen diesen Zauber allerdings abgestumpft sein können. Allein er war es nicht und verlobte sich mit Franca sehr bald nach jenem Balle.

Als er mir im Klub davon Mitteilung machte, gratulierte ich ihm ohne Begeisterung, aber auch ohne Erschrecken. „Deine Braut ist schön," sagte ich und drückte ihm die Hand. Diese Gratulation schien ihm nicht zu genügen. Er schwieg, preßte die Lippen zusammen, seine sonst so ruhigen Augen liefen hin und her wie Raubtiere in ihrem Käfig. Nach einer Weile faßte er sich und fragte mit einer mir fremden Stimme: „Weißt du etwas über Franca?" „Nichts als daß sie schön ist," beeilte ich mich zu erwidern. Darauf er, mich sprungbereit fixierend: „Sie hat keinen guten

Ruf?" „Sie ist schön," wiederholte ich zum dritten Mal. Ich hatte nicht die geringste Lust, mich von meinem besten Freund in der Blüte meiner Jahre erwürgen zu lassen. Außerdem wußte ich ja auch wirklich nichts Positives . . .

Allein Labia ging der Sache nach, und wie jeder Liebende, der die Vergangenheit einer Frau durchschnüffelt, fand er schließlich Grund zur Eifersucht.

Eines Tages kam er zu mir, bleich, aufgeregt, eine Photographie in der Hand. Es war das Bildnis eines mir völlig unbekannten Herrn, das ich mich, nicht ohne Erstaunen, zu betrachten bemüßigt sah: Ein Mann in den besten Jahren, mit einem sogenannten Künstlerkopf. Er hatte einen schwarzen Bart, der schmal zugespitzt und in eine hakenförmige Krümmung auslaufend ihm wie eine umgekehrte Zypresse vom Kinn herunterhing. Darüber stand ein bleiches Gesicht und ein Wust von schwarzen Locken, deren Wildheit vom Friseur kunstvoll gebändigt schien. Eine davon, am Scheitel entspringend, schlängelte sich als ein dämonisches Fragezeichen weit in die Stirn hinein und verlieh dem Gesicht zusammen mit dem dunklen Bart und den effektvoll gerunzelten Brauen ein düster-affektiertes Air von gesuchter Bedeutung.

Heute würde man in dem Manne, nach seinem Äußeren, unfehlbar einen Provinzphotographen oder Haarkünstler vermuten. Aber damals, zu Beginn der achtziger Jahre, sahen die Maler, die Dichter, die

berufsmäßigen Verführer, mit einem Worte: die gefährlichen Männer so aus.

„Wer ist das?“ fragte ich meinen Freund, ihm das Bild zurückgebend.

„Alessandro Piani,“ erwiderte er, und, einigermaßen erstaunt, daß ich den Namen nicht kannte: „Der Maler.“

Ich erinnerte mich, ihm einmal in einem Ausstellungskatalog begegnet zu sein. Es war ein recht mittelmäßiges Bild, effekthascherisch, unecht, verlogen. „Ist er nicht aus Palermo?“ erkundigte ich mich. Labia nickte. Und ich: „Was soll's mit ihm?“

Die Sache war sehr einfach. Franca hatte einen Winter in Palermo verbracht, Piani hatte sie gemalt, und bei dieser Gelegenheit hatte sich zwischen Maler und Modell ein kleiner Roman angesponnen. Man hatte sich geküßt, ein paar Briefe gewechselt, vom Heiraten gesprochen . . . All das hatte Franca meinem Freund freimütig gestanden, ja noch mehr: daß sie den Maler geliebt hatte. Der Bart und die Locke hatten es ihr angetan.

Das sind Geschichten, die man als Bräutigam ungeheuer ernst nimmt, und über die die andern lächeln. Ich lächelte denn auch, traditionsgemäß, und sagte, um Labia zu beruhigen, mit übertriebener Leichtfertigkeit:

„Der übliche unschuldige Roman, wie ihn fast jedes junge Mädchen vor ihrer Verheiratung gehabt hat.“

„Wohl möglich,“ erwiderte er heftig, und seine Augen schossen Blitze. „Es ist nur merkwürdig, daß man diese Dinge immer erst nach der Verlobung erfährt.“

„Das ist ein Naturgesetz,“ scherzte ich. Aber Labia schien nicht zu Späßen aufgelegt. Er streifte schweigend, mit großen Schritten, im Zimmer umher und blieb dann plötzlich vor mir stehen.

„Was soll ich tun?“

Ich las in seinen aufgerissenen Augen alle trostlosen Hypothesen einer durchwachten Nacht. Ich erwiderte ruhig:

„Was zu tun du ohnehin entschlossen bist.“

Er nickte traurig, gottergeben. Dann, mit geschlossenen Augen:

„Es bleibt mir ja auch wirklich nichts anderes übrig . . . vorausgesetzt, daß Franca die Wahrheit gesprochen hat.“

„Sie hat es sicher.“

„Und was Piani betrifft,“ setzte er fort, „so ist er tot . . .“

„Wie, er ist tot?“

„Vor einem Jahr in Palermo gestorben,“ sagte Labia, wie mir schien, nicht ohne innere Befriedigung, und fügte mit auffunkelnden Augen hinzu:

„Zu seinem Glück!“

Was Liebende nicht alles ein Glück nennen . . . Immerhin, für meinen Freund schien es mir eines zu bedeuten, daß der Maler glücklich tot war. Ich wußte

damals noch nicht, was ich heute weiß: daß die Eifersucht auf einen toten Rivalen schrecklicher ist als jede andere. Warum? Weil sie hoffnungsloser ist.

Einige Wochen nach jener Unterredung sah ich Labia wieder. Er schien vollkommen beruhigt, heiter, zufrieden, glücklich. Die Liebe Francas, an der sie es nicht fehlen ließ, lullte sein Mißtrauen ein. Er zeigte mir, wie dies ein verliebter Bräutigam zu tun pflegt, einen Brief seiner Braut, und bei dieser Gelegenheit bemerkte ich allerdings, daß er das Bild seines Rivalen noch immer in der Brieftasche mit sich herumtrug; doch versicherte er mir, meinem Blick begegnend, daß er es seither nicht mehr angesehen habe.

Von dieser Absonderlichkeit abgesehen, nahm alles seinen gehörigen Gang. Die Trauung fand nach auffallend kurzer Verlobungszeit statt, und wie mir Augenzeugen versicherten, machte der Conte dabei ein überaus stolzes und seliges Gesicht. Selber konnte ich mich nicht davon überzeugen, da ich eben damals dienstlich in Sizilien zu tun hatte. Doch traf ich das junge Paar eine Woche nach der Hochzeit in Palermo.

Wir verbrachten einen guten Abend miteinander, plauderten und lachten viel, und als ich nach Hause ging, nahm ich den Eindruck eines reinen, ungetrübten Glücks mit mir.

Es gibt zwei Grundarten männlicher Eifersucht: eine, die der Besitz erst recht aufstachelt, und eine,

die in den Armen der geliebten Frau selig entschläft . . . Diese zweite, glücklichere Art schien mir die meines Freundes.

Aber ich irrte, wie man in solchen Dingen gewöhnlich irrt; denn es gibt nichts Versteckteres als das menschliche Herz. Nur der Zufall entschleiert es zuweilen. Das geschah auch diesmal — wenn anders es ein Zufall war . . .

Der Vorfall ereignete sich in den Capucini, jenem berühmten Totenkeller, in dem die Leichname von ungefähr achttausend Palermitanern einbalsamiert zur Schau gestellt sind. Die italienische Regierung hat dem Unfug vor dreißig Jahren ein Ende gemacht, und seither bilden die Toten von Palermo einen Numerus clausus, eine geschlossene Zahl, die sich nicht mehr vergrößert. Aber die Vorhandenen sind nach wie vor zu besichtigen, und der gewissenhafte Reisende, der nach Palermo kommt, verabsäumt selten, ihnen einen Besuch zu machen.

Auch der Conte Labia, der, obwohl Italiener, diese Sehenswürdigkeit, auf die uns erst das Verbot der Regierung aufmerksam machte, noch nicht kannte, hatte Lust hinauszufahren. Donna Franca, die vom Tod nichts wissen wollte, suchte ihn davon abzubringen. Aber unter ihrem Widerspruch festigte sich sein Entschluß immer mehr, und schließlich willigte sie, wenn auch sichtlich ungern, ein, ihn zu begleiten. Sie stellte nur die eine Bedingung, daß ich mitkäme.

So fuhren wir denn tags darauf selbdritt über

den schnurgeraden Korso von Palermo zu den Kapuzinern, einem traurigen, aschgrauen, unscheinbaren Gebäudekomplex, der sich tief im schwellenden Grün der Landschaft zu verbergen scheint. Es war ein herrlicher Tag, Frühling, die Luft roch nach Orangenblüten, und die Conca d'oro, die goldene Fruchtschale, wie die Palermitaner mit soviel Zärtlichkeit ihr Land benennen, lag, mit dem eingeschliffenen Aquamarin des Meeres, der ihren Boden zu bilden scheint, glückbeladen da, vom Sonnenlicht überschüttet und unter einem Himmel, der feurig blau, wie man ihn nur im Süden findet, von verschleierten Sternen zu funkeln schien.

Wir waren, uneingedenk des Zieles unserer Lustfahrt, sehr vergnügt, mein Freund beinahe ausgelassen. Er neckte Franca, die ein lichtes Kleid angezogen und einen Rosenhut aufgesetzt hatte, mit ihrer ‚Trauertoilette'. Sie erwiderte übermütig, sie wünsche auf die Toten Eindruck zu machen. Beide lachten, und ich stimmte in ihre Heiterkeit ein. Erst an der grauen Klosterpforte, als der Wagen hielt, wurden wir alle drei wie auf Verabredung ernst.

Ein fetter, bärtiger Kapuziner nahm uns ziemlich mißmutig in Empfang, führte uns die moderige Treppe hinunter und begann, in dem schauerlichen Bezirk, dessen Bedienung ihm sein Orden zugewiesen hatte, mechanisch und verdrossen die Honneurs zu machen. Wir schritten den gewölbten Gang entlang durch ein Spalier von Leichen, die beiderseits, in

Särgen mit eingelassener Glasscheibe, durch die man in das Innere sieht, sowie auch uneingesargt, aufrecht, sitzend oder stehend, in gräßlich lebendiger Haltung sich längs der Wände hin, bis zur Decke empor, in erdrückender Fülle aneinanderreihen. Den Bruder, der uns führte, schreckte der gewohnte Anblick nicht mehr, im Gegenteil, er wurde in dieser frostigen Umgebung wärmer, das Metier siegte, und, durch unsere Erregung aufgemuntert, von einer gewissen Eitelkeit erfaßt, wie sie den Sammler angesichts seiner Raritäten in Gegenwart fremder Besucher zu ergreifen pflegt, fing er alsbald an, uns mit Liebe und Sachkenntnis auf die seines Erachtens schönsten Stücke seiner merkwürdigen Kollektion aufmerksam zu machen. Auch den Kapuzinern gelingt ja nicht alles, wie sie wollen, und neben menschlichen Kadavern, von denen kaum mehr als ein mit Kleidern überdecktes Skelett vorhanden ist, gibt es andere, bei denen Haut, Haare, Zähne und ein gewisses Quantum Schminke, mit der die Mönche bei der Einbalsamierung nicht sparen, in der fahlen Dämmerung dieses Kreuzganges die Illusion leibhaftigen Lebens hervorzurufen imstande sind. Die modische Kleidung, zumal der Frauen, hilft diese Täuschung vergrößern; unser Führer, dem hier allerdings um nichts schöneren weiblichen Geschlecht peinlich zugetan, wurde nicht müde, unsere Aufmerksamkeit auf gewisse Feinheiten ihrer Toilette hinzulenken: auf ihre weißen Atlasschuhe, kostbaren Spitzenkrägen, die durchsichtigen Flor-

strümpfe und feinen schwedischen Handschuhe, aus deren Löchern, während man vorübergeht, ein bißchen Staub rieselt . . . Die Männer schienen ihm gleichgültiger, auch sind sie meist einfacher und würdiger gekleidet. Aber auch bei ihnen begegnet man zuweilen koketten Strümpfen, feinem Schuhwerk, auf das die Italiener noch im Tode halten, tief ausgeschnittenen Westen und schauerlichen Seidenkrawatten, die, obwohl mit Sorgfalt geknüpft, unter den weitabstehenden Hemdkragen nicht recht halten wollen. Die Mehrzahl aber ist bescheidener und begnügt sich mit einem leichten, bequem geschnittenen Sommeranzug von lichtbrauner Farbe, so eine Art Pijama, den die Kapuziner beisteuern, und in dem ihre Schutzbefohlenen den jüngsten Tag erwarten . . .

Meinen Freund, der wie alle Südländer und stark erotischen Naturen eine gewisse Vorliebe für das Gräßliche hatte, interessierten alle diese Details augenscheinlich sehr, mich weniger, da ich schon früher einmal bei den Capucini gewesen war, und die junge Frau vollends, die mir zur Seite schritt, litt offensichtlich unter dieser ihr aufgezwungenen Besichtigung. Ich sah es und wollte ihr eben vorschlagen, umzukehren und auf den allzu neugierigen Gatten draußen zu warten, als wir plötzlich allesamt, an einer Biegung des Kreuzgangs angelangt, durch einen Anblick überrascht wurden, der unserer Wanderung ein unvermutet rasches Ende machen sollte.

Hoch oben, unterhalb der Deckenwölbung und über

den terrassenförmig aufgeschichteten Särgen, sahen wir, dem ausgereckten Arm des Kapuziners mit den Augen folgend, zwei Leichname senkrecht, wie gekreuzigt, an der Mauer hängen. Der eine, ein Dominikaner, war schon seit hundert Jahren tot; er hing da, in seine Kutte eng eingewickelt, ganz schmal und länglich, wie eine Wanduhr. Der andere, verhältnismäßig frisch, sah robuster aus und war es wohl auch bei Lebzeiten gewesen. Er war ein schöner Mann, der entschlossen schien, dies auch im Tod zu bleiben. Der gepflegte schwarze Bart und eine dämonische Locke, die sich weit in die pergamentene Stirn herunterringelte, gaben dem gedunsenen Gesicht des Toten noch über das Grab hinaus ein seltsam abstoßendes, grauenhaft gefallsüchtiges Gepräge.

Wir hatten ihn alle im ersten Augenblick erkannt, und: „Alessandro!" schrie die junge Frau mit einem Ton erschrockener Zärtlichkeit, den ich nie vergessen werde. Luigi hatte den Schrei gehört; blitzschnell wandte er sich um, trat auf sie zu und schaute ihr tief in die Augen, als wollte er dort ein Geheimnis vom Grunde losreißen. Sie wankte, stützte sich; er bot ihr, äußerlich vollkommen korrekt, den Arm, und gefolgt von dem Frater, der an derartige Auftritte offenbar gewöhnt, sich nicht verwunderte, eilten wir die düstere Treppe wieder hinan, der Pforte zu, durch die das Sonnenlicht, schmerzhaft hell, in die unterirdische Dämmerung hereinbrach.

Schweigend, ein jeder mit seinen Gedanken be-

schäftigt, fuhren wir in die Stadt zurück. Es war derselbe Frühlingstag, dieselbe Landschaft, derselbe Orangenduft, und doch war alles anders geworden, für immer. Ich mußte nur in die Gesichter der Liebenden sehen, um das zu begreifen. Mit versiegelten Lippen, abgewandten Augen, saßen sie nebeneinander. Kein Wort wurde gewechselt, auf der ganzen Fahrt. Erst bei den Quatro Canti, wo der Kutscher im Korsogedränge langsamer zu fahren gezwungen war, sah ich meinen Freund flüchtig die Lippen bewegen. Ein Blumenverkäufer bot uns seine Waren an, hielt die an eine Stange gebundenen Sträuße und Sträußchen weit in den Wagen hinein. Mit einem Fluch stieß sie Labia von sich.

Ungern ließ ich das Paar an diesem Abend allein und erkundigte mich am nächsten Morgen mit dem frühesten nach ihnen. Man sagte mir, daß die junge Frau eine schlechte Nacht gehabt hätte und nicht zu sprechen wäre. Als ich gegen Mittag wiederkam, hieß es, sie wäre abgereist. Der Conte war nicht zu Hause.

Am nächsten Tag erhielt ich, was meinen Freund betraf, dieselbe Auskunft; am dritten, vierten wieder. Wo mochte er sich aufhalten? Ich hatte eine Idee und fuhr zu den Kapuzinern.

Meine psychologische Berechnung erwies sich als richtig. Ich fand meinen armen Freund tatsächlich in der Gruft und an der Stelle, wo ich ihn suchte. Er saß auf einem kleinen Stühlchen, das ihm der Frater

hingestellt hatte, und war dermaßen in den Anblick seines schauerlichen Gegenübers versunken, daß er mein Kommen gar nicht bemerkte.

Als ich ihn anredete, nickte er bloß melancholisch. Dann starrte er wieder auf den Toten, auf seine unveränderte, unveränderliche Maske. Ich blieb neben ihm stehen, um ein Wort verlegen. Nach einer Weile wandte er sich an mich: „Ein schöner Mann, was? . . . Ein Künstlerkopf! . . ." und mit einer abstoßenden Ironie beschrieb er auf seiner eigenen Stirn die geckenhafte Locke des andern, die über dem wachsbleichen Gesicht grell hervortretend den Haß des Eifersüchtigen anzuziehen schien wie der Blitzableiter den Blitz.

Vergebens trachtete ich den Unglücklichen zu bewegen, sich von diesem gefährlichen Anblick loszureißen und mit mir in die Stadt zurückzukehren. Er blieb, bis die Gruft geschlossen wurde, und erschien, sobald man sie wieder auftat. So trieb er es mehrere Tage. Der Frater, durch ein Trinkgeld beschwichtigt, ließ ihn gewähren. Er hielt ihn für einen Verwandten des Toten. Was mich betraf, so fand ich den Mut nicht, ihn aufzuklären.

Und so konnte es geschehen, das Entsetzliche, dessentwegen mein armer Freund sich später vor Gericht zu verantworten hatte. In einer unbewachten Minute, während der Kustode in einem anderen Teil der Gruft zu tun hatte, war er die treppenförmig übereinander gestellten Särge hinan, an den dahinter sitzenden Kadavern vorbei, bis zu dem hoch über den

anderen hängenden Leichnam des verhaßten Nebenbuhlers emporgeklettert. In diesem Augenblick kehrte der Kapuziner zurück, aber schon war es zu spät, dem Unheil zu wehren. Labia hatte mit frevlerischer Hand den Toten an den Haaren ergriffen; er fiel herunter, zerbrach in Stücke, und stürzte auf die weiter unten an die Wand gelehnten Kadaver. Dadurch gerieten auch diese ins Wanken, fielen nach vorne und schlugen die gläsernen Deckel der unterhalb befindlichen Särge ein. Einige davon stürzten um, entleerten ihren Inhalt, und so entstand, im Niedergleiten ständig anwachsend, ein wahrer Felssturz des Todes, eine Lawine von Leichenbestandteilen, von abgerissenen Gliedmaßen, kollernden Schädeln, zerfetzten Gewändern, von Staub und Asche und totem Menschenschutt, der, auf dem Boden der Gruft zusammenströmend, sich unter den Augen des erschrockenen Wächters zu einem gräßlichen Hügel emporhäufte.

Hoch oben aber, zu Füßen des nun völlig einsam gewordenen, düster grinsenden Dominikaners, stand mein armer Freund toll vor Eifersucht, von Entsetzen geschüttelt, und hielt, auf die Verwüstung niederstarrend, eine schwarze Locke in der Hand.

Das Lippenrot

Der Richter schüttelte mehrmals den Kopf, während er den Akt studierte, trommelte mit der Linken allerhand Märsche, brummte, schnurrte und kratzte sich, änderte die Stellung der Arme und Beine, stützte die Stirn bald mit der linken, bald mit der rechten Hand, und sagte schließlich, auf die vor ihm ausgebreiteten Papiere schlagend:

„Also, so etwas ist mir aber wirklich noch nie vorgekommen!"

Er stand auf und reichte seinem im selben Zimmer arbeitenden Schriftführer den Akt über das Schreibtischgeländer.

„Da will sich einer von seiner Frau scheiden lassen, weil sie sich die Lippen färbt!"

Und, um das Abenteuerliche des Falles ins rechte Licht zu rücken, fügte er noch hinzu:

„Und das mitten im Krieg! — Die Menschen sind wirklich unverbesserlich!"

Der Schriftführer drückte bescheiden Verwunderung aus und begann ungläubig zu lesen. Es war aber, wie der Richter gesagt hatte, genau so: Konrad Ritter von Tiefenbach, Ministerialsekretär, achtunddreißig Jahre alt, seit fünf Jahren verheiratet und Vater zweier Kinder, begehrte die Scheidung von

seiner Frau Juliane, geborene Stöckl, mit der Begründung, daß sie sich die Lippen färbe. Eine nähere Motivierung war in der Klage nicht vorhanden.

Der Richter lud die Parteien vor, zur Einvernahme zunächst, später zu den vorgeschriebenen Versöhnungsversuchen. Sie kamen nicht, weder der Mann noch die Frau. Es blieb nichts übrig, als der Gerechtigkeit ihren vorgeschriebenen Lauf zu lassen und die Verhandlung anzuberaumen.

Auch der Advokat, der einmal im Vorbeigehen in der Kanzlei des Richters vorsprach, wußte nichts Genaueres anzugeben. Er zuckte bloß die Achseln und meinte, sein Klient wünsche alles Wesentliche bei der Verhandlung persönlich vorzubringen. Man sah ihm an, daß er selbst nichts wußte.

Die Stunde der Verhandlung kam heran, der Richter warf seinen schwarzen Talar über, wie eine Schöne ihren Frisiermantel, stülpte das Barett auf die Stirn, deren Haut gelbgrau und faltig war, wie schlechtes Konzeptpapier, und setzte sich in der Richtung gegen den Sitzungssaal gemessen in Bewegung. Er ging, nach Art älterer Richter, mit kleinen, ängstlichen Schritten und so vorsichtig auf den blanken Fliesen des Korridors seinen Weg suchend, als fürchtete er bei jedem Tritt, auf Glasscherben zu stoßen oder in das Fangeisen eines Paragraphen zu geraten. Seine beiden Beisitzer, gleichfalls in Talaren, folgten in derselben Haltung, während der Schriftführer, im schwar-

zen Rock, die Akten unterm Arm, munter schreitend die Nachhut des kleinen Zuges bildete.

Alle vier Herren hatten, während sie im Gänsemarsch vorüberzogen, denselben Ausdruck neugieriger Gespanntheit, der sich noch verschärfte, als sie den Verhandlungssaal betraten.

Das Ehepaar war bereits anwesend. Der Mann, lang und mager, in einem röhrenförmigen schwarzen Schlußrock, der ihn noch länger und magerer erscheinen ließ, besaß jene freudlose ärarische Eleganz, die wie eine Schulausgabe der wirklichen anmutet und der man so häufig bei Ministerialbeamten begegnet. Korrekt aber langweilig, wie der in ein Futteral gesteckte Regenschirm, den er eintretend dem Diener feierlich überreichte, machte er, gravitätisch vortretend und ein gefaltetes Papier aus der Brusttasche ziehend, zugleich den Eindruck eines Ehrenmannes und eines Pedanten. Übrigens sah ihn niemand an, da alle Anwesenden seine Frau anstarrten.

Natürlich war es vor allem der Mund der hübschen Frau, der zur Betrachtung verführte. Rund, rot und schwellend, sah er aus wie ein Siegel auf einem lichtrosa Liebesbrief, und wie ein solches lockte er in ein Geheimnis ...

Aber die junge Frau schien keine Lust zu haben, dieses Geheimnis preiszugeben; denn plötzlich, als hätte sie körperlich empfunden, daß sich die Blicke aus acht indiskreten Männeraugen auf ihren Lippen kreuzten, zog sie ihr Taschentuch aus dem Handschuh und

hielt es fortan trotzig vor die inkriminierte Stelle ihres anmutigen Kindergesichtes.

Mittlerweile hatte der Vorsitzende dem Schriftführer den Anfang des Protokolls diktiert. Er wandte sich dem noch immer wie ein Denkmal in der Mitte des Sälchens aufgepflanzten Ministerialbeamten zu und fragte ihn mit Verwunderung, ob er sich denn wirklich scheiden lassen wolle, und aus diesem Grunde? Statt zu antworten, zog der Gefragte zum zweiten Male das wieder eingesteckte lange Papier heraus und begann ohne weiteres, sichtlich erregt, zu lesen:

„Hoher Gerichtshof!

Indem ich die Scheidung von meiner Frau Juliane aus einem scheinbar nichtigen Grund anstrebe, setze ich mich der Gefahr aus, von Ihnen, meine Herren, für einen Narren oder Querulanten gehalten zu werden. Ich bin es nicht, und der Grund ist auch nicht nichtig, obwohl er vielen so erscheinen mag. Aber das Gewicht der Dinge wird durch die Verhältnisse bestimmt. Ein Lächeln kann ein Verbrechen sein, ein Achselzucken ein Mord. Alles kommt immer auf die Umstände an.

Ich stamme aus einer altösterreichischen Beamtenfamilie. Meine Vorfahren, soweit wir zurückzublicken vermögen, standen in öffentlichen Diensten. Es waren einfache, rechtliche Menschen mit strengen Grundsätzen, wie sie sich in derartigen Familien herauszubilden und fortzuerben pflegen. So bin auch ich erzogen, so wünsche ich meine Kinder zu erziehen. Denn ich bean=

trage unter einem, daß das Recht, sie zu erziehen, meiner Frau aberkannt werde. Meine Frau ist anderer Herkunft als ich, sie hat eine andere Lebensauffassung. Trotzdem, oder vielleicht auch gerade darum, habe ich mich in sie verliebt: in ihr hübsches Gesicht, ihr lebensfrohes Lachen, ihren roten Mund. Erst nach der Hochzeit brachte ich in Erfahrung, daß er keineswegs von Natur so rot wäre.

Das geschah gleich in den ersten Wochen. Ich hatte auf dem Putztisch meiner Frau ein Fläschchen mit einer karminroten Flüssigkeit stehen gesehen, und in der Meinung, daß es rote Tinte wäre, nahm ich es in mein Zimmer, um damit meine Konzepte zu korrigieren. Aber meine Frau kam mir nach, sah, was ich tat und nannte mich, ärgerlich lachend, einen ‚Schulmeister'. Zugleich erklärte sie mir mit staunenswerter Offenheit den Zweck der Tinktur, den ich nicht kannte; es war mir tatsächlich bis dahin unbekannt gewesen, daß auch anständige Frauen mit derlei Mitteln arbeiten.

Ich bat denn auch Juliane, es in Zukunft zu unterlassen. Sie schmollte und antwortete mir nicht. Als ich schließlich dringlicher wurde, versprach sie mir es wohl, hielt sich aber in der Folge nicht an ihr Versprechen. Bereits in den ersten Monaten hatten wir deswegen eine kleine Auseinandersetzung. Sie weinte und sagte: ‚Alle Frauen tun das!' ‚Ich will es aber nun einmal nicht!' rief ich heftig, ergriff das Fläschchen und warf es durch das offene Fenster in den Hof,

wo es zerschellte. Zwei Tage später hatte meine Frau schon wieder ein anderes.

Dann kam das erste Kind, Juliane war leidend, ich wollte sie nicht quälen. Ich sah wohl, daß sie sich trotz ihrer Kränklichkeit und zeitweisen Hinfälligkeit jeden Tag, den Gott gegeben, die Lippen bepinselte. Aber ich tat jetzt so, als bemerkte ich es nicht.

Als sie wieder gesund war, untersagte ich ihr den Gebrauch von Lippenrot ein für allemal. Sie sei jetzt Mutter, sagte ich, und es wäre eine Schande vor dem Kinde. Jedoch sie wurde noch einmal Mutter, ohne daß sie sich an meine Vorschrift im geringsten gekehrt hätte.

Eine Art Verbitterung über meine völlige Ohnmacht bemächtigte sich meiner und ich begann über diese Sache nachzudenken, gründlicher vielleicht, als unbedingt notwendig war, aber so sind wir Tiefenbachs nun einmal alle, schwerblütig, schwerlebig. Ich fragte mich: Für wen färbt sie sich den Mund? Für mich — das war unmöglich, da ich sie doch um das Gegenteil bat. Also für die anderen. Und warum für die anderen? Zweifellos, um ihnen zu gefallen. Sie wollte also, obwohl mit mir verheiratet und obwohl sie mich angeblich liebte, trotzdem den anderen gefallen, ja, es war ihr wichtiger als meine Liebe, die sie sich doch verscherzte . . . So brachte mich das Lippenrot auf die abschüssige Bahn der Eifersucht. Ich glaube übrigens noch heute, nicht ganz ohne Grund: Eine Frau, die sich schminkt, geht auf Eroberungen.

aus, und eine Frau, die auf Eroberungen ausgeht, wünscht, selbst erobert zu werden.

Aber ich will damit unseren Fall nicht in Verwirrung bringen. Ich will nur sagen, daß infolge dieser scheinbar so bedeutungslosen Gewohnheit meiner Gattin unsere Ehe von Anfang an nicht die beste war. Es gab allerhand Szenen und peinliche Auftritte. Einmal drohte ich sogar, sie zu verlassen. Es war anläßlich eines Todesfalles in meiner nächsten Familie, als ich die Entdeckung machte, daß sie sich für das Leichenbegängnis die Lippen auffrische. Ich schlug Lärm und erreichte, daß sie es tatsächlich eine Zeitlang unterließ.

Da brach der Krieg aus, und alle diese Dummheiten traten in den Hintergrund. Wir betätigten uns, meine Frau und ich, so gut wir konnten; ich, da ich in meinem Amte unentbehrlich, nicht an die Front gehen konnte, in einer Fürsorgeaktion, meine Frau als Hilfspflegerin in einem Spital. Unsere Kinder hatten wir zu den Großeltern gegeben und lebten ganz zurückgezogen, ohne gesellschaftlichen Verkehr, ohne Zerstreuungen, einfach und bescheiden, wie man in alten Zeiten gelebt hat. Dabei wurde unsere Ehe besser, inniger, als sie je gewesen. Ich höre übrigens, daß dies bei vielen Ehen infolge des Krieges der Fall war.

Auch das Lippenrot entfremdete uns nicht mehr. Um die Wahrheit zu gestehen, ich dachte gar nicht mehr daran, den ganzen Winter, bis zum 22. März.

An diesem Tage fiel bekanntlich Przemysl. Ich hatte die Neuigkeit spät nachmittags im Amt erfahren, eilte nach Hause und teilte sie, noch fassungslos, meiner Frau mit. Ein Bruder von mir war unter der Besatzung; wir waren wochenlang im Zweifel, ob er gefallen oder gefangen wäre. Aber auch davon abgesehen, welch ein Schlag für uns alle! Ich schäme mich nicht einzugestehen, daß ich an jenem Abend geweint habe.

Auch meine Frau weinte oder tat wenigstens so. Schließlich beruhigte ich mich ein wenig, stand auf und ging in mein Zimmer, um einen mitgebrachten Akt zu erledigen. Juliane wollte derweil nach dem Abendessen sehen; wir erwarteten einen Gast, einen Freund von mir, dem wir nicht mehr absagen konnten.

Allein ich hatte meine Kräfte überschätzt. Es duldete mich nicht am Schreibtisch, das Alleinsein war mir unerträglich, und außerstande zu arbeiten, kehrte ich nach einigen Minuten in das Zimmer meiner Frau zurück.

Ich fand sie vor dem Spiegel im Begriffe, sich das Mäulchen zu lackieren.

Vielleicht geschah es für unseren Freund, vielleicht auch nur für den Spiegel oder aus Gewohnheit . . . Genug, es geschah, und an diesem Tage!

Da ich unbemerkt eingetreten war, ließ sie sich nicht stören. Ich stand hinter ihr und sah ihr zu. Zwei Schritte vor mir war ihr Gesicht im Spiegel.

Aber ich hatte Mühe, mich zu überzeugen, daß es auch wirklich das ihrige wäre, so fremd war mir sein Ausdruck, der sich mir zum ersten Mal enthüllte. Es war leer, stumpf und seelenlos — das Gesicht einer Dirne.

Meine Herren —“ er schöpfte Atem, steckte seine Papiere ein, knöpfte den Rock darüber zu, und schloß mit einer mühsam beherrschten Erregung: „Meine Herren, ich lehne es ab, mit einer Dirne verheiratet zu sein. Ich verlange die Scheidung von meiner Frau.“

Der Gerichtshof wies, mangels eines gesetzlichen Scheidungsgrundes, das Klagebegehren ab. Doch bedauerte der Vorsitzende in der Urteilsbegründung diese Lücke im Gesetz und ließ, sich zurückziehend, den Gruß der jungen Frau unerwidert. Die anderen Herren, der Schriftführer, der Advokat und der Gatte folgten seinem Beispiel. Nur der Gerichtsdiener blieb und hielt, während die Frau jetzt zornig und bestürzt ihren roten Mund in einem kleinen Taschenspiegel betrachtete, mit einer nicht mißzuverstehenden Gebärde die Tür für ihren Abgang offen.

Der Bår

Lieber Freund — meinte der Inspizient — folgen Sie mir und heiraten Sie beizeiten! Alles andere taugt nichts, in keinem Beruf, und schon gar nicht in dem unsrigen, der ungemütlicher ist als jeder andere. Ein Eisenbahner, der unverheiratet lebt, ist heimatlos, ist preisgegeben. In der Stadt, da geht's ja vielleicht noch, aber auf der Strecke draußen, unter Hottentotten und Zulukaffern — es gibt in jedem Land Hottentotten und Zulukaffer — da führt der Ledige ein bejammernswertes Leben. Die verheirateten Kollegen haben nach dem anstrengenden Dienst wenigstens ein Heim, Kinder, mit denen sie spielen, eine Frau, die sie liebhaben oder mit der sie zanken können . . . Aber der Unverheiratete, was soll der tun? Entweder er setzt sich ins Wirtshaus und wird ein Säufer, oder er sitzt bei den verheirateten Frauen und wird unter Umständen etwas noch Schlimmeres als ein Säufer: ein Lump. Ich weiß das, ich war in Gefahr, einer zu werden. Und wenn damals der Bär nicht gewesen wäre . . .

Der Bär, jawohl. Es gibt bei uns in Österreich noch ein paar Stationen — nicht viele —, wo man im Winter auf Bären gehen kann: in Siebenbürgen zum Beispiel, in der Bukowina und auch im

bosnischen Waldland, wohin man mich vor vier Jahren versetzt hat. Es geschah übrigens auf mein eigenes Betreiben. Ich hatte mir im Dienst einen Lungenkatarrh eingewirtschaftet, und die Eltern meiner Braut, mit der ich damals schon verlobt war, bestanden darauf, daß ich mich, bevor ich heiratete, völlig auskuriere. So brachte ich ein Gesuch ein und kam dort hinunter, in eine Gegend, die von meiner Braut achtundvierzig Bahnstunden und von der Grenze der Zivilisation nicht viel weniger weit entfernt war.

Die Station lag inmitten eines ungeheueren Waldkomplexes und hatte nur infolge der Holztransporte eine gewisse Bedeutung. Anstrengend war der Dienst gerade nicht, dafür aber von einer erschöpfenden, aufzehrenden Gleichmäßigkeit und Langeweile. Und war er getan, so wußte man erst recht nicht, was mit sich anfangen. Das kleine Dorf, zu dem die Station gehörte, war fast ausschließlich von Türken bewohnt. Menschen, mit denen man reden konnte, ‚Europäer‘, wie wir drunten sagten, gab es im Umkreis vieler Meilen kaum ein halbes Dutzend. Wobei ich den Wasenmeister schon mitrechne.

Der Stationschef war verheiratet und ein passionierter Jäger. Er war schuldenhalber in diese Einöde versetzt worden und büßte seine Zeit ab wie eine über ihn verhängte Freiheitsstrafe. Bedauernswerter noch als er war die Frau, die mitgestraft wurde. Im

Anfang hatte sie versucht, ihren Mann auf seinen Jagdausflügen zu begleiten, was sie jedoch in kurzer Zeit wieder aufgab; denn die Jagd ist in jener Gegend ein beschwerlicher und gar nicht ungefährlicher Sport. So blieb sie lieber allein zu Hause und spielte stundenlang verträumt mit einem kleinen Bären, einem putzigen Tierchen, das ihr der Gatte einmal im Winter von einem Streifzug ins Gebirge in der Jagdtasche mitgebracht und lachend ins Bett geworfen hatte. Seither war er allerdings schon etwas gewachsen, und als ich ihn kennen lernte, war er wie ein mittlerer Collie und so schwer wie Blei.

Die Freude bei meinem Erscheinen war groß. Mein Vorgänger war ein Epileptiker gewesen und hatte einmal im Dienst einen Anfall erlitten. Daraufhin wurde er schleunigst pensioniert. Allein er war auch schon vorher, wie man sich denken kann, kein sehr angenehmer Gesellschafter.

Was mich betrifft, so war ich kein Epileptiker und spielte überdies Karten, was der frühere Assistent auch nicht gekonnt hatte. Ich wurde mit einer Art Begeisterung aufgenommen.

Die Frau — eine Ungarin — war eine leidenschaftliche Spielerin. Gleich am ersten Abend spielten wir drei Stunden lang, am zweiten sechs, und dann einmal vierzehn Stunden ohne Unterbrechung. Die Strecke war verschneit, wir saßen im wohlgeheizten Zimmer um einen kleinen Tisch herum, der Bär lag darunter, zusammengerollt wie ein Igel, und diente

uns als Wärmflasche. Wenn ich daran denke, muß ich noch heute lachen.

Übrigens gefiel mir Etelka — so hieß sie — im Anfang gar nicht. Sie war nicht mehr ganz jung, Mitte der Dreißig etwa, und machte, als ich sie kennen lernte, einen ziemlich vernachlässigten Eindruck. Man sah ihr an, daß sie ihres Mannes vollkommen sicher war und sonst niemandem gefallen wollte. Dann, nach ein paar Wochen, fing sie an, sich in Kleidung und Haltung etwas mehr zusammenzunehmen. Und da bemerkte ich eines Abends — es war schon im Frühling, und sie trug zum ersten Mal ein helles Kleid — daß sie eigentlich ganz hübsch war. Sie hatte schwarze Augen und einen paprikaroten Mund. Auch ihre Stimme, wie die der Ungarinnen überhaupt, besaß einen eigentümlichen Liebreiz: mir ist, wenn ich eine Ungarin reden höre, immer, als spielte in der Ferne. ganz weit weg, eine Zigeunerkapelle. Etwas vom Jubel des Cymbals und der brünstigen, heißen Schwermut der Zigeunergeige ist in der eigentümlichen Musik ihrer Sprache.

Wir waren viel beisammen, eigentlich den ganzen Tag. Das Kartenspiel interessierte den Mann derart, daß er ein paar Wochen lang nicht auf die Jagd ging, und Etelka hatte, da sie keine Kinder besaß und eine Magd das Hauswesen besorgte, nichts zu tun und nichts zu versäumen. Entweder wir spielten oder ich las ihr aus den Romanen von Maurus Jokai vor, den ich bei dieser Gelegenheit kennen lernte. Ich muß

übrigens sagen, daß ich, obwohl kein leidenschaftlicher Spieler, doch das ‚Alsos' den ‚Schwarzen Diamanten' vorzog.

Nach ungefähr einem Monat verreiste der Mann dienstlich nach Sarajewo, was bei den bestehenden Verkehrsverhältnissen zwei Tage in Anspruch nahm. Gleich am ersten Tag kam Etelka vormittags ins Bureau und fragte mich, ob ich nicht Nachmittag zu ihr kommen möchte. Ich hatte Zeit, da der nächste Güterzug erst am Abend passierte, aber ich wandte ein, ich wüßte nicht, ob es ihrem Mann recht wäre, wenn ich in seiner Abwesenheit käme. Sie lachte mich aus und bestand darauf, daß ich es täte.

Ich ging zu ihr und alles verlief wie gewöhnlich. Wir spielten Karten, nachher las ich ihr vor, und als am Abend der Lastzug einfuhr, war ich natürlich wieder auf meinem Posten. Ebenso war es am folgenden Nachmittag und dann später noch ein paar Mal. Der Mann fuhr wiederholt nach Sarajewo. Im Anfang glaubte ich, daß er dort wirklich dienstlich zu tun habe, und erst mit der Zeit kam ich dahinter, daß er auch noch andere Gründe haben müsse; denn es kam, ehe er abreiste, immer eine kleiner rosa Brief ... Aber Etelka war nicht eifersüchtig.

Auch ihr Gatte war es nicht — wenigstens nicht auf mich. Der Umstand, daß ich verlobt und augenscheinlich in meine Braut verliebt war, schien ihm eine genügende Sicherheit zu bieten. Etelka dachte über diesen Punkt offenbar nicht anders. Sie neckte

mich manchmal mit meiner Verliebtheit und ließ sich wiederholt von mir das Bild meiner Braut zeigen. Das geschah so häufig, daß ich eines Tages die Beobachtung zu machen glaubte, daß die Photographie meiner Braut nach Etelkas Parfüm roch. Sie parfümierte sich nämlich seit einiger Zeit — was ich eigentlich in dieser ländlichen Gegend für ziemlich überflüssig fand.

Trotz dieses beiderseits bestehenden Vertrauens in die völlige Ungefährlichkeit eines Verkehrs, über dessen Bedenklichkeit ich mir selbst keine Rechenschaft gab, glaubte ich zu bemerken, daß der Stationschef von den Besuchen in seiner Abwesenheit keinerlei Kenntnis habe. Ich hielt mich nicht für befugt, ihn davon zu unterrichten, fragte aber einmal seine Frau, wie denn das eigentlich wäre. Sie wurde verlegen und sagte schließlich, sie hätte ihrem Manne nichts verraten, weil er so schrecklich eifersüchtig wäre. „Ihr Mann eifersüchtig?“ fragte ich, sehr erstaunt. „O, fürchterlich!“ erwiderte sie und erzählte mir, daß er einmal einen Verwalter, den er bei ihr betroffen, habe erschießen wollen.

„Und wissen Sie, was er von mir wollen hat — der Verwalter? Daß ich ihm eine Bonifikation für seine Milchtransporte verschaff!!!“

Nach diesen Mitteilungen hätte ich nun eigentlich nicht mehr zu Etelka gehen dürfen. Ich ging aber doch hin — und am liebsten, wenn der Stationschef verreist war. Da die Frau überdies, wie ich mir

nicht mehr verhehlen konnte, mit mir zu kokettieren begann, so war ich in Gefahr, eine doppelte Gemeinheit zu begehen: gegen meine Braut, die mir täglich die zärtlichsten Briefe schrieb, und gegen einen Mann, der mein Vorgesetzter und mein Freund war. All das sagte ich mir damals, wie ich mir's heute sage. Aber es half nichts. Ich nahm mir zwar vor, ein ehrlicher Kerl zu bleiben, indessen wenn Etelka dann wieder zu mir ins Bureau kam und mich einlud, so konnte ich nicht anders, als ihrer Einladung Folge leisten.

Sie kam übrigens in solchen Fällen immer persönlich, schickte nie ihre Magd, und erwartete mich auch, wenn sie mich allein empfing, regelmäßig im Garten, um mich dann über die Veranda ins Haus zu führen. Ich kam durch den Wald, ging durch den Wald. Wenn der Mann da war, kam ich über die Straße. Aber diese Heimlichkeit und Zweideutigkeit, anstatt mich abzuschrecken, machten unsere unschuldigen Zusammenkünfte nur um so pikanter. Wir taten ja genau dasselbe, was wir auch in Gegenwart ihres Mannes zu tun pflegten, spielten dasselbe Spiel, lasen in denselben Büchern, wechselten dieselben Redensarten. Und doch war es etwas anderes. Die Worte hatten einen anderen Sinn, irgend eine unerlaubte Nebenbedeutung, und das Spiel war nur ein Vorwand.

Eines Tages legte denn auch Etelka die Karten weg. Sie sagte, daß ich zu zerstreut wäre und über=

dies zuviel Glück in der Liebe hätte, sie wollte mir nicht alles Geld abnehmen. Mit solchen Redensarten hänselte sie mich zuweilen und brachte mich in Verlegenheit; denn ich konnte ihr anständigerweise nicht darauf antworten.

Auch noch eine andere Neckerei hatte sie sich ausgedacht. Sie unterrichtete mich im Ungarischen, und zwar in der Weise, daß sie mir gewisse Worte und kleine Sätze vorsagte und sie mich dann nachsprechen ließ wie einen Papagei. Sie sagte zum Beispiel: ‚adj nékem egy csókot‘, was soviel heißt als: ‚gib mir einen Kuß‘, oder: ‚szeretlek‘ — ‚ich liebe dich‘. Ich sagte es nach und sie lachte Tränen über meine schlechte Aussprache.

Einmal jedoch, da sie wieder ‚adj nékem egy csókot‘ sagte, sprach ich es nicht nach, sondern riß das kokette Weib in meine Arme und gab ihr wirklich einen Kuß. Sie ließ es ruhig geschehen, und so war ich in Gefahr, bald noch weitere Fortschritte im Ungarischen zu machen.

Glücklicherweise erfolgte an jenem Nachmittag ein größerer Holztransport, der meine Anwesenheit in der Station erforderte. Ich empfahl mich sofort nach dem Kuß und nahm mir fest vor, in Abwesenheit des Mannes, dessen Ankunft für den nächsten Tag bevorstand, nicht mehr zurückzukommen.

Aber am nächsten Tag, während ich im Bureau saß, lief ein Telegramm des Stationschefs aus Sarajewo ein, das an mich gerichtet war und worin er

mich bat, seiner Frau, die heute Geburtstag hätte, an seiner Statt einen Blumenstrauß zu überreichen; er selbst wäre dienstlich daran verhindert und müsse einen Tag länger in Sarajewo bleiben.

Nun, bequemer kann man es einem jungen Mann nicht machen. Ich ließ zwei Sträuße zusammenstellen, einen für den Chef, einen für den Assistenten, und begab mich damit am späten Nachmittag in die Wohnung der Frau, die ihren Mann erwartete. Sie war aber nicht untröstlich, als sie erfuhr, daß er nicht käme, und bat mich, bei ihr zu Abend zu essen. Da ich gleichsam im Auftrage des Gatten kam, konnte ich die Einladung ausnahmsweise sogar mit gutem Gewissen annehmen.

Aber das gute Gewissen hielt nicht lange vor. Denn etwas später, als die Dämmerung kam, begannen wir uns aufs neue zu küssen, und Etelka ließ absichtlich kein Licht bringen. Sie war eine von den Frauen, die sich in der Dämmerung am wohlsten fühlen.

So saßen wir in der immer finsterer werdenden Stube im zärtlichsten Geplauder beisammen, als plötzlich draußen auf der Veranda ein heilloses Gepolter entstand. „Um Gottes willen, mein Mann!“ rief Etelka und sprang auf.

Er kam offenbar über die Veranda und hatte im Finstern ein Möbelstück umgestoßen. Ich empfahl mich durchs Vorzimmer, so rasch ich konnte, mit klopfendem Herzen und scheu wie ein Dieb.

So weit also war es mit mir gekommen. Ich schämte mich, ging nach Hause und verbrachte eine schlaflose Nacht.

Aber am nächsten Morgen fand ich zu meiner Überraschung den Chef nicht im Bureau. An seiner Statt kam Etelka und erklärte mir unter Lachen den Zwischenfall: der Bär hatte in der Veranda gespielt und den Tisch umgeworfen. Er war jetzt schon kein Baby mehr und machte sich bemerkbar.

Etelka schaute mich an und lachte. Nach einer Weile fügte sie noch hinzu:

„Übrigens sind wir zwei Kinder. Mit welchem Zug hätte mein Mann um die Zeit wohl kommen können?“

Das war richtig, und es war, wie ich jetzt nachträglich einsah, wirklich lächerlich, daß ich mich durch den Bären hatte erschrecken lassen.

In der Folge, wenn ich in Abwesenheit des Mannes bei Etelka saß — es geschah nur ein paar Mal, denn wer weiß, was gekommen wäre, wenn es öfter geschehen wäre — kehrten wir uns wenig um das Gepolter des Bären auf der Veranda. Er hatte nachgerade die Gewohnheit angenommen, Stühle und Tische umzuwerfen, was ihm offenbar Spaß machte, und wir ließen ihn gewähren ohne uns durch das dumme Tier im Küssen unterbrechen zu lassen. Denn wir wußten, der Mann konnte nur um fünf oder um einhalb elf kommen — außer zu Fuß über das Gebirge, und das war ausgeschlossen.

Eines Abends jedoch — es war ein schwüler und gefährlicher Sommerabend, einer jener Abende, an denen alles selbstverständlich wird — wollte das Gepolter auf der Veranda kein Ende nehmen. Es störte uns immer wieder und plötzlich mischte sich eine bärtige Männerstimme hinein. „Verfluchtes Vieh!“ rief sie, und gleichzeitig näherten sich vom Vorzimmer her schwere Tritte der Tür. Schon glaubten wir uns verloren, als die Stimme des Stationschefs hinzufügte: „Ich werd dir zeigen!“ — Die Schritte entfernten sich wieder und man hörte, daß er irgend etwas aus dem Nebenzimmer holte.

Diese Verzögerung benutzte ich, um über die Veranda zu entwischen. Ich weiß selbst nicht mehr, wie ich die Stufen hinunter in den Garten kam. Ich weiß nur, daß ich an dem Bären vorbeilief. Aber plötzlich fühlte ich mich von hinten an den Schultern gepackt. Ich wurde zu Boden gerissen, fiel auf den Rücken. Und mit einem Satz sprang mir der Bär auf die Brust.

Im selben Augenblick wurde drinnen Licht gemacht, der Mann trat ans Fenster, ein Gewehr in der Hand und schlug auf den Bären an, dessen Silhouette er in der Dunkelheit zu erkennen glaubte. Daß ich unter dem Tier lag, wußte er offenbar nicht, denn er sagte zu seiner Frau, ohne mich im geringsten zu erwähnen: „Das Aas hat mich im Finstern angefallen, mich — seinen Herrn!“

Ich muß sagen, mir wurde nicht ganz gut. Zwar

gelang es Etelka, ihren wütenden Gemahl zu besänftigen, eh er losdrücken konnte. Aber das Tier hockte mir auf der Brust wie ein Nachtalb und schnupperte in gefährlicher Weise an meinem Hals herum. Mir vergingen die Sinne. Ich hätte wirklich nie gedacht, daß ein kleiner Bär so schwer sein könne.

In meiner Angst fiel mir ein, daß man sich, wenn einen ein Bär anfalle, tot stellen müsse. Ich tat es, und ich glaube, es machte mir keine besondere Mühe. Das Mittel wirkte übrigens, denn nach einer Weile kletterte der Bär von meiner Brust herunter. Entweder er wußte, was er seinem in Lesebüchern verbreiteten guten Ruf schuldig war, oder aber — wahrscheinlicher! — er war noch zu jung und zu dumm, um zu morden . . .

Nichtsdestoweniger fuhr ich zwei Tage später aus dem Bärenland nach Hause. Mein Vorgesetzter ließ mich höchst ungern ziehen, und Etelka schrieb mir noch eine Zeitlang; zuletzt vor Weihnachten, daß der Bär einen Arbeiter angefallen und zerfleischt habe. Sie mußten das Tier weggeben, und es kam, als ein bosnisches Landesprodukt, in die kaiserliche Menagerie nach Schönbrunn.

Manchmal, an einem schönen Sonntag, fahr ich mit meiner Frau hinaus, Baby begleitet uns, und dann stehen wir alle drei vor dem sorgfältig vergitterten Zwinger, in dem mein Freund jetzt haust. Baby füttert ihn mit Semmelbröckchen, und wir erquicken

uns allesamt an seinen komischen Bewegungen, dem watschelnden Gang, der naschhaften spitzen Schnauze des Ungeheuers. Es gibt ja wirklich kaum etwas Drolligeres als ein Bär ...

Ich meine natürlich: als ein Bär — im Käfig.

Liebesgaben

Es war erst drei Tage her, seitdem der Lehrer Reinhold Schuberth den Cafetier und Vizeobmann des Vereins der Brieftaubenfreunde Christian Wild persönlich kannte, und schon waren sie die besten Freunde. Sie sagten du zueinander und sie brannten darauf, sich gegenseitig ihre letzten Geheimnisse anzuvertrauen, was bisher infolge häufiger Dazwischenkunft anderer noch nicht recht möglich gewesen war.

Diese rasche Freundschaft war um so merkwürdiger, als die beiden in einem Alter standen, in dem man sich im allgemeinen nicht so geschwind aneinander anschließt, besonders auf Reisen. Schuberth war über dreißig, Wild sogar schon einige vierzig Jahre alt, und er hatte als Vizeobmann eines Vereins, dessen Obmann er mit der Zeit wohl werden konnte, einiges aufs Spiel zu setzen, wenn er sein Dasein mit einer möglicherweise zweifelhaften Bekanntschaft belastete. Allein diese natürlichen Bedenken überwanden sich von selbst vermöge der besonderen Umstände, unter welchen sie Freundschaft schlossen. Es geschah, wie gesagt, auf Reisen, oder zumindest im Ausland, ziemlich weit von ihrer gemeinschaftlichen Heimat, die Wien war. Um es kurz zu machen: der Ort hieß

Porto-Ferrajo, das österreichische Gefangenenlager auf der Insel Elba. Das erklärt viel.

Die beiden Wiener hatten sich der letzten Residenz des großen Napoleon auf verschiedenen Wegen genähert. Schuberth, der bei Valjevo schwer verwundet in serbische Gefangenschaft geraten war, sah sich gezwungen, einen weiten Umweg zu nehmen, über Nisch, woselbst er fast ein halbes Jahr in einem Spital gelegen hatte, um dann, notdürftig ausgeheilt, von der flüchtenden serbischen Armee durch Montenegro und das höchst unwirtliche Albanien nach Corfu geschleppt zu werden. Hier, auf Corfu, erkrankte er zum zweiten Male, an Flecktyphus, kam aber davon und wurde mit etlichen Leidensgenossen auf die Insel Elba geschafft, via Livorno. Der Kaffeesieder hingegen war über Genua nach Porto-Ferrajo gekommen, auf einem ungleich kürzeren und bequemeren Weg. Er war als Patrouilleführer in Südtirol bei Schneetreiben einer fünffachen italienischen Übermacht unverwundet in die Hände gefallen und fand sich schon am nächsten Tag unter den siebenundzwanzig Gefangenen ausgewiesen, die der fleißige Cadorna an einer Gefechtsfront von mehreren hundert Kilometern glücklich zustande brachte. Dann wurde er abgeschoben und reiste über Städte, die er bisher nur aus den Ansichtskarten hochzeitsreisender Stammgäste gekannt hatte, immer mit der Eisenbahn, wiewohl mit wiederholten wochenlangen Unterbrechungen, und zuletzt zu Schiff, nach Porto-Ferrajo.

Hier angelangt, kam er in dieselbe Baracke, in der sich der Lehrer Schuberth bereits seit einigen Monaten befand. Es war ein glühend heißer Sommertag, und der Lehrer saß auf seinem Strohsack, über einem völlig zerlesenen Buche brütend; er schaute auf und sagte zu dem Ankömmling: „Servus!" Aber dieser in der Armee übliche Gruß galt zunächst bloß dem Österreicher, nicht dem Wiener. Daß Wild ein solcher war, wußte Schuberth vorläufig noch nicht, und auch der Cafetier konnte es nicht wissen; ja, er hatte sogar Grund, an Schuberths deutscher Abstammung zu zweifeln, als er, im Vorübergehen, einen Blick auf das Kopftäfelchen des gerade abwesenden Landsmannes warf. Da stand zu lesen: R. Schubac. So nämlich hatte der serbische Unteroffizier den Namen des Lehrers bei der Einlieferung vor anderthalb Jahren verballhornt, und was immer dieser seither dagegen unternehmen mochte, er konnte nicht mehr zu seinem richtigen Namen gelangen. Übrigens war es ihm gleichgültig nach allem, was er durchgemacht hatte. Seine Widerstandskraft war seit langem gebrochen.

Anders Wild, der noch recht lebendig war. Gleich am zweiten Tag nach seiner Ankunft bewies er dies, als ihm der italienische Aufseher mitteilte, daß ein Paket Liebesgaben durch das Rote Kreuz für ihn eingetroffen sei; er könne sie in der Kanzlei beheben, wenn er in der Lage wäre darzutun, daß er ‚Christian Wild aus Wien' sei, denn das stünde auf der Adresse.

Der Cafetier durchschaute die Tücke dieser Mitteilung nicht sogleich. Erst allmählich ging ihm ein Licht auf und er begann zu schimpfen. Wie sollte er beweisen, daß er ein Wiener war, wie beweist man so etwas in Porto-Ferrajo, ohne Dokumente und vor Italienern? Aber indem er diesen an sich gewiß nicht unberechtigten Zweifel laut werden ließ, bewies er, was er beweisen wollte, zumindest für das Ohr des unweit von ihm sitzenden Landsmannes in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise. Der Vizeobmann des Vereins der Brieftaubenfreunde äußerte sich nämlich, kaum daß der italienische Aufseher außer Hörweite war, zwanglos wie folgt:

„Affenschädel g'scherter! Beweisen soll i's eahm, daß i a Weaner bin. Er möcht halt soviel gern die Liebesgaben selbst verspeisen! Papierl'n wollen s' mi! Papierl'n! — Bagasch elöndige!"

Diese Worte waren für das Ohr des aufhorchenden Lehrers Musik. Zwar hätte er keinem seiner Schüler geraten, in der Friedenszeit einen der hier gebrauchten Kraftausdrücke anzuwenden, allein im Krieg und in Porto-Ferrajo denkt man über vieles anders, auch über die Wiener Mundart. Kurz, der Lehrer stand auf und umarmte den schäumenden Kaffeesieder. Auch machte er sich erbötig, für ihn jede wie immer geartete Bürgschaft zu übernehmen, daß er ein waschechter Wiener wäre. Schuberth hatte einigen Einfluß in der Kanzlei, wo man ihn seit Monaten zu allerhand Schreibarbeiten verwendete. Also erhielt

Wild im kurzen Wege eine Verständigung, worin er ohne weitere Formalitäten für den übernächsten Nachmittag zur Empfangnahme der Liebesgaben in die Kanzlei bestellt wurde. In der Zwischenzeit wurden sie Freunde.

Seit zwei Stunden saßen sie unweit der noch verschlossenen Tür zur Kanzlei, am Straßenrand, im Schatten eines hundertjährigen Maulbeerbaumes, des einzigen noch überlebenden von einer ganzen Allee, die Napoleon anläßlich seines Aufenthaltes in Porto-Ferrajo im Jahre 1814 gepflanzt hatte. Es war just hundert Jahre her gewesen, als der Krieg ausbrach; jetzt reiften die Maulbeeren schon zum dritten Mal seither und der Krieg dauerte noch immer . . .

Die beiden blickten auf das in der Mittagsschwüle weißlich-blaue tyrrhenische Meer hinunter und sprachen von Wien, ihrer fernen Vaterstadt. Sie gingen den Spuren ihrer Abstammung nach, wobei sich herausstellte, daß sie nicht nur alle beide im Umkreis des Stefansdoms geboren waren, sondern sogar im selben Bezirk, im achtzehnten. Wild war ein Weinhauser, Schuberth ein Pötzleinsdorfer, eine schöne Allee verband ihre Kindheit.

„Hast du auch am Sommerheidenweg Drachen steigen lassen?“ fragte der Lehrer.

„Freilich,“ antwortete der Kaffeesieder behaglich. „Und im Dornbacher Park hab ich mich verlobt.“

„Nein wirklich, ich auch. Auf dem Weg zum Hameau."

„Bei mir war's eigentlich auf der Rohrerhütten. Am Abend — auf'm Rückweg."

Sie waren beide verheiratet und dachten mit Kummer an die verlassene Frau; besonders Schuberth, der auch allen Grund hatte.

„Es hat mit mir so eine Bewandtnis," sagte er und schielte nach dem sie begleitenden Aufsichtsorgan, das denn auch pünktlich im Schatten des Maulbeerbaumes eingeschlafen war. Der Italiener schnarchte friedlich, so hatte der Lehrer endlich die langersehnte Gelegenheit, dem Freunde sein Geheimnis anzuvertrauen.

„Ich bin nämlich tot," sagte er betreten.

„Aber geh weiter!" meinte der Cafetier munter. Jedoch der andere schien nicht zu Witzen aufgelegt zu sein und beharrte auf seiner Abgeschiedenheit. Um sie dem Zweifelnden zu beweisen, holte er aus dem Futter seiner Kappe einen Brief hervor, der vorne seine eigene Adresse in Wien und rückwärts den Vermerk des dortigen Postamts trug: ‚Adressat tot.'

„Adressat bin ich!" sagte der Lehrer.

Die Sache war die, daß man ihn im Spital in Nisch mit einem Namensbruder, der an Flecktyphus starb, verwechselte und sein Regiment im Wege des Roten Kreuzes von seinem erfolgten Ableben verständigte. Infolgedessen gingen die für ihn einlangenden Briefe, wie er später erfuhr, so lange nach Wien.

zurück, bis man aufhörte, an ihn zu schreiben. Er selbst konnte die längste Zeit nicht schreiben, da er einen Kopfschuß hatte und am rechten Arm gelähmt war. Später besserte sich das, aber da hatte auch schon der Rückzug der serbischen Armee begonnen, an dem die österreichischen Gefangenen, ob sie nun wollten oder nicht, teilnehmen mußten. Es fehlte nun monatelang an jeglicher Schreibgelegenheit, übrigens auch an der Möglichkeit, einen Brief abzusenden. Als diese Möglichkeit endlich wieder bestand, auf Corfu, bekam Schuberth infolge der ausgestandenen übermenschlichen Strapazen den Typhus; zum zweiten Mal dem Tod entronnen, erfuhr er von einem Spitalsgenossen, der zufälligerweise die Familie seiner Frau kannte, daß diese Trauerkleider trug und daß auch seine Stelle in der Schule bereits neu besetzt wäre. Er schrieb, sobald es seine Kräfte erlaubten, an seine Frau und bat sie, gegen diese Voreiligkeit Verwahrung einzulegen. Aber die Briefe, zwei oder drei, kamen durch Vermittlung des Roten Kreuzes als unbestellbar an ihn zurück, und als er schließlich, verzweifelt, an sich selber schrieb, flog ihm auch dieser Brief, wie ein ausgesandter Bumerang, nach einiger Zeit wieder in die Hand. ‚Adressat tot,‘ hieß es unter einem Amtsstempel. Mit Rücksicht hierauf wagte der Lehrer an seinem Ableben nicht länger zu zweifeln.

„Ich bin nun einmal tot,“ sagte er gottergeben. „Meine Frau ist meine Witwe ... Dabei waren wir alles in allem nur drei Jahr verheiratet.“

Er war ein kleiner magerer Mann mit stark vortretendem Adamsapfel und sah wahrhaftig zum Erbarmen aus, wie er jetzt, die spitze Nase vorgeneigt, kummervoll den heißen und trockenen Sandboden von Porto-Ferrajo anstarrte.

Sein Freund, der ungefähr doppelt so groß und doppelt so breit war, legt ihm begütigend seine schwere Hand auf die herabhängende Schulter.

„Drei Jahr . . . Da hast du's ohnehin noch gut gehabt! Ich war im ganzen sechs Wochen verheiratet, und die letzten zwei hab ich in der Kasern' schlafen müssen . . . Meine Frau hat g'sagt, wenn sie das gewußt hätt', hätt' sie sich's überlegt. Sie hat nämlich durchaus einen Untauglichen haben wollen — einen gesunden Untauglichen . . . Und das war ich ja auch. Zwanzig Jahr hab ich Krüppelsteuer gezahlt, aber bums! bei der zweiten Musterung haben s' mich behalten — trotz meinem Fettherz. Meine Alte hat schon einmal kein Glück mit ihren Männern. Der erste gefallen, der zweite gefangen . . .“

„Arme Frau! — Ist sie hübsch?“ erkundigte sich der Lehrer.

„Das glaub ich, mudelsauber — blond — g'stellt —“

Der Lehrer Schuberth runzelte mißbilligend die Brauen, als ob er sagen wollte: Das gehört nicht in die Schule.

„Und die deinige?“ fragte der Cafetier, um ihn zu begütigen, „wie war s'?“

„Auch . . .“ sagte der Lehrer gedehnt, „auch sehr

hübsch!“ Doch wollte er, als Pädagog, das Äußere offenbar nicht überwerten, weshalb er errötend hinzusetzte: „Und was die Hauptsache ist: lieb, brav, wirtschaftlich . . .“

„Eine echte Wienerin halt — so wie die meinige!“

„Ja, solche Frauen gibt es nur in Wien!“

Und sie begannen beide, der Schulmeister und der Cafetier, ein Preislied auf die Wienerin zu singen, deren Reize sie noch im Blute hatten und die ihnen hier, inmitten der italienischen Mittagsschwüle, in ihrer frischen Lieblichkeit doppelt verführerisch erschien. Besonders Wild sprach mit einer wahren Begeisterung von seiner Schönen, wie ein Bräutigam von seiner Braut. Er lobte alles: ihre Haare, ihre Zähne, ihre Haut, aber auch ihre moralischen Eigenschaften, das gute Herz, das heitere Temperament. Und wieviel Geschmack sie hatte, wie anmutig sie sich zu kleiden wußte, wie fein sie aussah.

„Wie gut ist ihr nur die Trauer gestanden!“ ließ sich der Kaffeesieder hinreißen, in diesem Zusammenhang träumerisch zu bemerken. Doch mochte er fühlen, daß diese Äußerung nicht sehr taktvoll war, weshalb er möglichst rasch auf das neutrale Gebiet der Kochkunst überging, seine abwesende Ehehälfte auch in diesem Belang überschwenglich lobend. Besonders hatten es ihm ihre Anisscharten angetan, eine kulinarische Spezialität von ihr, für die, wie er versicherte, bereits nach wenigen Wochen das ganze Kaffeehaus geschwärmt hatte. Schuberth konnte das begreifen; er-

innerte er sich doch selbst, zumal in dem ausgehungerten Zustand, in dem er sich als Gefangener befand, mit einem wahren Vergnügen einer gewissen Mehlspeise, mit der ihn seine Gesponsin seinerzeit hin und wieder zum Nachtisch zu erfreuen pflegte. „Es war auch etwas mit Anis — Anisschnitten ... Die Poldi hat sie immer für die ganze Familie backen müssen.“

„Hat die deinige Poldi geheißen?“ fragte jetzt der Kaffeesieder.

„Ja. Poldi. Und die deinige?“

„Tini.“

„Und sie war Witwe?“

„Ja, eine kinderlose Witwe ... Nach einem gewissen —“

Aber er kam nicht dazu, den Satz zu vollenden, da eben der italienische Unteroffizier, der seine Siesta glücklich beendet hatte, in der Tür der Kanzlei erschien, und ihn, sich auf der Schwelle räkelnd, mürrisch hineinrief.

„Ecco,“ sagte er faul, auf ein aufgerissenes Paket mit Liebesgaben deutend.

Das Päckchen war seit acht Wochen unterwegs, das Anisbrot steinhart, die Schokolade zerbrochen, die Zigarettenschachtel leer; dennoch hatte der Kaffeesieder Freudentränen in den Augen, als er, einen Brief, der obenauf gelegen hatte, und ein etwas größe-

res Kuvert in der Hand, sich mit den Liebesgaben unterm Arm seinem Freunde wieder näherte.

„Du kannst mir gratulieren,“ sagte er, „ich bin Vater.“

Und er zog aus dem größeren Kuvert eine Photographie, auf der seine Frau mit dem nackten Neugeborenen im Arm verewigt war, betrachtete sie ein paar Augenblicke lang voll Rührung, streichelte mit der Fingerspitze die Stelle auf dem Bilde, wo das Neugeborene in der Luft zappelte, und reichte es schließlich dem Lehrer.

Der warf einen Blick darauf, stieß einen Schrei aus und ließ das Bild fallen.

„Meine Frau!“ rief er.

Dem andern fiel sein Brief aus den Händen.

„Wie?“ fragte er.

„Die Mutter deines Kindes ist meine Frau,“ sagte Schuberth, als wäre das ein Satz aus dem kleinen Plötz, den er zum Übersetzen aufgab.

Der Kaffeesieder war einigermaßen verlegen. „Entschuldige . . .“ sagte er verwirrt; aber gleichzeitig fiel ihm ein, daß es nicht viel Sinn hätte, in Porto-Ferrajo, deswegen zu seinem Freund ‚Entschuldige . . .‘ zu sagen, und: „Pardon!“ setzte er hinzu, als machte das Fremdwort die Sache besser.

Der Lehrer fragte streng: „Wann habt Ihr geheiratet?“

„Voriges Jahr im Oktober. Dein Totenschein war vom 18. Jänner datiert.“

Der Lehrer nickte: „Deshalb sind meine Briefe als unbestellbar zurückgekommen, weil meine Frau bereits Wild geheißen hat . . .! Ihr habt es eilig gehabt.“

„Lieber Freund, ich bin über vierzig . . . Und meine Frau — deine Frau, du kennst s' ja besser, das heißt, länger — ist schließlich auch nicht fürs Alleinsein gemacht . . . Aber deswegen hat sie dich doch anständig betrauert — hochanständig! Also bitte, wenn i ch dir das sag . . . Nach sechs Monaten noch hat sie sich bei meiner Tant', die was eine Wirtschaft in Neustift am Wald hat, geweigert, an der Kegelpartie teilzunehmen, mit Rücksicht darauf, daß sie in Trauer ist . . .“ Und, da der andere noch immer zu zweifeln schien: „Also ich kann dir nur sagen, ich wär froh, wenn ich je so betrauert würde . . . Also das heißt, froh . . .? Aber jedenfalls hast du dich über die Tini nicht zu beklagen — über die Poldi, mein ich . . . Pardon!“ Offenbar wollte er den Freund nicht durch die nur ihm geläufige Hälfte des Vornamens seiner Gattin kränken.

Der aber machte jetzt ein philosophisches Gesicht und sagte gefaßt: „Poldi . . . Tini . . . Zusammen gibt das Leopoldine. Es ist ein und derselbe Name . . .“

„So wie Anisscharten und Anisschnitten derselbe Teig sind,“ versetzte der Kaffeesieder, schon mit einem Anflug von Humor und begann, glücklich darüber, daß sein Kamerad und Vorgänger die Sache nicht mehr tragisch nahm, in den Liebesgaben zu wühlen. Aber

plötzlich unterbrach er sich hierin und reichte Schuberth, wie um ihm eine Freude zu machen, den beiseite gelegten Brief seiner Frau.

„Also bitte! Wir zwei haben wohl kein Geheimnis voreinand."

Der Lehrer las, ungefähr wie ein Witwer im Himmel, die vier Seiten, die, alles in allem, auch an ihn hätten gerichtet sein können. Nur die Namen befremdeten ihn und stimmten nicht zu seinem eigenen Erdenwallen. ‚Mein geliebter Christian', lautete der Eingang, und der Schluß: ‚Deine treue Tini . . .'

Als er soweit war, wollte er sich moralisch entrüsten, aber es gelang ihm nicht. Denn all das erschien ihm mit einem Male völlig wesenlos nach den Fürchterlichkeiten die er mit angesehen und erlebt hatte. Wenn man, zwischen einem Kopfschuß und einem Flecktyphus, mitten im Winter, zu Fuß, von Kolbenstößen vorwärtsgetrieben, in zerrissenen Schuhen durch Albanien gewandert ist, so kommt man nachher über manches leichter hinweg.

Indem er dem Freund den Brief als sein Eigentum zurückgab, wiederholte er bloß, mit einem blassen Lächeln, den Schluß: „Deine treue Tini . . ." Es klang allerdings noch ein wenig bitter.

Aber mittlerweile hatte der Kaffeesieder den süßen Aniskuchen völlig ausgepackt. Er brach ihn mit Anstrengung entzwei, bot dem Freund die größere Hälfte, und ermahnte ihn, mit vollem Mund auf den schnarchenden Wächter deutend:

„G'schwind! Bevor das schwarze Rabenvieh aufwacht!"

Da begann auch der Lehrer schweigend von dem liebevoll bereiteten, heimatlich duftenden Anisbrot zu essen: Krieg ist Krieg.

Die Hochtour

Zwischen dem Schauspieler Erwin Ritter — erste Kraft am Stadttheater, Kainzrollen — und dem Kritiker Richard Baumann — Referent des ‚Augenblick', Kerr-Schüler — bestand seit längerer Zeit eine bedenklich wachsende Meinungsverschiedenheit. Ritter hielt sich, wie er mit seinem sonoren Organ zu behaupten pflegte, für einen der ersten Heldendarsteller in deutschen Landen und den berufenen Nachfolger von Joseph Kainz. Baumann aber konnte Leute die ‚in deutschen Landen' sagen und sonore Organe besitzen, überhaupt nicht leiden. Er erklärte Ritter, um in seiner immer und um jeden Preis persönlichen Sprache zu reden: ‚für einen durchaus mittelmäßigen Spieler' und gab dieser seiner Ansicht in dem Blatt, das er kritisch zu bedienen hatte, unverhohlen Ausdruck. Das Verhältnis spitzte sich zu, als der Schauspieler, durch diesen Widerstand mehr gereizt als eingeschüchtert, nach den großen klassischen Rollen griff, und bei ablaufender Spielzeit in rascher Aufeinanderfolge den ‚Fiesco', den König Alfons in der ‚Jüdin von Toledo' und den Prinzen von Homburg spielte. Damit erreichte er zwar, daß die Backfische sein Ansichtskartenbild mit Reißnägeln über ihrem Bett annagelten, leider aber auch, daß sich Baumann immer weniger ein

Blatt vor den Mund nahm. Er nannte Ritters Alfons einen ‚absetzungswürdigen Monarchen', seinen Prinzen von Homburg einen ‚schwärmerischen Nachtwächter' und hoffte ihn mit diesen Worten für die nächste Zeit erledigt zu haben. Indessen, er irrte; der erbitterte Schauspieler gab nicht nach und kündigte für den 29. Juni — ein Tag vor Saisonschluß — den ‚Hamlet' an.

Baumann war wütend. Sein Urlaub begann am 1. Juli und wie jeder hervorragende Kritiker wäre er gerne schon ein paar Tage früher weggegangen. Er sehnte sich danach, reine Luft zu atmen, ein paar Hochtouren zu machen, und den abscheulichsten aller Berufe — den eigenen nämlich — für ein paar Wochen in den Bergen zu vergessen. Da kam dieser Mensch und zwang ihn, an einem schwülen Juniabend seinen Hamlet zu auskultieren. Der Kritiker ließ es ihn entgelten. Er machte ein gründliches Referat, ein sehr gründliches. Er schrieb, mitten in der Nacht, über Shakespeare, Goethe und über den Polonius eines gewissen Knapil, eines Schauspielers vierzehnten Ranges, dessen Leistung er gewissenhaft analysierte. Zum Schluß bemächtigte er sich Ritters und tat ihn mit zwei Zeilen ab: ‚Herr Ritter,' so schrieb er, ‚*ist* kein Hamlet und es ist infolgedessen gleichgültig, wie er den Hamlet *spielt*.'

Worauf er, ohne telephonische Beglückwünschungen abzuwarten, mit dem Frühzug nach Tirol reiste.

Als Baumann zwei Tage nachher, touristisch gekleidet, mit Rucksack, Eispickel, Seil, den Weg zur Zeller Hütte hinanstieg, dachte er an alles eher als an Hamlet. Er war nicht nachträgerisch und vergaß anderen angetane Beleidigungen verhältnismäßig rasch. Auch beschäftigte ihn seine Aufgabe, die ihm, für den Augenblick wenigstens, wichtiger war als das Theater. Er beabsichtigte, auf der Zeller Hütte zu übernachten, um dann, von dort aus, am nächsten Morgen die eigentliche Hochtour anzutreten. Aber die über das Plateau hinkriechenden Nebelschwaden ließen für den nächsten Tag nichts Gutes erwarten.

Bei sinkender Nacht langte er vor dem Schutzhaus an. Er mußte lange klopfen, bevor ihm aufgetan wurde. Endlich öffnete ihm, über den späten Besuch sichtlich ungehalten, eine ältere, dürre, ungepflegte Frauensperson. Sie war einäugig und hatte das Profil einer Hexe.

Baumann verlangte zu essen. Es gab nur Milch und Brot, das sauer und steinalt war. Des schlechten Wetters wegen hatte man auf Touristen nicht mehr gerechnet und aus demselben Grunde war auch der Führer, mit dem das Weib verheiratet war, nicht zur Stelle. Wenn man sie anschaute, fand man es begreiflich, daß er es vorzog, im Tale zu übernachten.

Das Innere der Hütte war kalt, der Herd erloschen. Baumann, der warmes Wasser für seine Konserven brauchte, wollte Feuer machen; doch auch

dieses Vorhaben scheiterte an dem boshaften Widerstand der alten Hexe, die behauptete, es gäbe kein Holz. Sie war wirklich wenig liebenswürdig und entsprach, äußerlich und innerlich, durchaus nicht jenem Idealbild einsam hausender Sennerinnen, das der unerfahrene Tourist im Herzen trägt und in die Berge mitbringt.

Seufzend nahm der Kritiker auf der harten Bank Platz und begann, hungrig wie er war, in dem vor ihm stehenden Milchbad zu löffeln, als die Tür zum andern Male aufging und ein neuer Gast eintrat. Das war ein großer, starker Mensch, der sich mit einem sonoren: „Na, Mutterle, da wären wir ja endlich!" theatralisch einführte und auf den ersten Blick weniger den Eindruck eines Touristen machte als vielmehr den eines Schauspielers, der einen Touristen spielt.

Wie richtig diese Beobachtung war, erwies sich schon wenige Augenblicke später, als das Weib dem Ankömmling ins Gesicht leuchtete und Baumann in ihm den erst vorgestern mißhandelten Schauspieler erkannte. Vor Schrecken entfiel ihm der Löffel und ging platschend in der Milch unter.

Gleichzeitig hatte auch Hamlet seinen kritischen Widersacher erkannt. Er blieb stehen, der andere blieb sitzen, und zwei, drei Sekunden starrte jeder von beiden den andern an wie das Gespenst im ersten Akt.

Schließlich war es der Schauspieler, der sich zuerst faßte. An überraschende Begegnungen von der Bühne

her gewöhnt, trat er auf Baumann zu und begrüßte ihn, seine Hand ergreifend und diese samt dem dazugehörigen Arm wie einen Brunnenschwengel auf und ab bewegend, mit jener stürmischen Freundlichkeit, in die die Bühnenleute ihren Haß unter Umständen zu kleiden wissen.

„Sie, verehrter Doktor! — Von wo sind Sie denn aufgestiegen?“

„Von Gams,“ erwiderte Baumann mit einer kleinen Stimme. „Und Sie?“

„Von Kulm. Ich will über die Baderwand auf den Zinken.“

„Genau wie ich. Das heißt, wenn nicht vielleicht der Nebel —“

Ritter machte eine unbesorgte Handbewegung.

„Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg,“ deklamierte er, ein Freund klassischer Zitate, und legte seinen Rucksack geräuschvoll ab, wobei ihm der Kritiker in kollegialer Weise zuhilfe kam. Im Grunde war es diesem, nachdem die Peinlichkeit der plötzlichen Begegnung überwunden war, nicht unangenehm, einen Gefährten für die Nacht gefunden zu haben. Er lud den Neuangekommenen zum Sitzen ein und sagte, mit liebenswürdiger Gebärde auf den zwischen ihnen stehenden Milchsee deutend:

„Ich hoffe, wir werden uns vertragen.“

Der Schauspieler quittierte diese Einladung mit einer ritterlichen Verbeugung. Die kalte Milch schien ihn weniger zu reizen, er hätte ein warmes Nachtmahl

vorgezogen; der Kritiker auch, allein: „Es gibt sonst nichts," sagte er gefaßt und fischte den untergegangenen Löffel aus der Schüssel.

Indessen, es stellte sich heraus, daß das Weib gelogen hatte. Baumann hatte den Ton vergriffen, darum wies sie ihn ab; den in hundert Schlachten erprobten Verführungskünsten Ritters jedoch vermochte auch die Älplerin nicht standzuhalten. Er duzte sie frischweg, nannte sie ‚Mutterle' und bediente sich eines Dialektes, den sie verstand. Auch sah sie, obwohl einäugig, recht wohl, daß er ein hübscher Junge wäre; seine Stimme, sein Lachen, seine unbekümmerte Jugend bezauberten sie, ließen, indem sie ihr das Herz erwärmten, die harte Kruste von Unfreundlichkeit wegschmelzen, die es für gewöhnlich umgab. Liebreizender wurde sie nicht dadurch, auch nicht schöner, wohl aber freigebiger. Zunächst fanden sich etliche Eier unterm Stroh, später eine Holzschüssel mit Mehl, am Ende sogar ein Schmalztopf. Der Schauspieler triumphierte auf allen Linien; er faßte sein Opfer um die Taille und drehte es übermütig im Kreise. Worauf dieses, jeden Widerstand aufgebend, auch noch mit ein paar Scheitern Brennholz herausrückte.

Der Bereitung des Sterzes stand nun nichts mehr im Wege. Herr Ritter unterzog sich dieser Mühe persönlich. Er waltete am Herd wie ein gelernter Koch, mischte, quirlte, und überwachte, über die dampfende Pfanne gebeugt, das Zustandekommen der Mahlzeit. Dabei konnte er sich das Vergnügen nicht versagen,

den gefürchteten Kritiker zu kleinen entwürdigenden Dienstleistungen heranzuziehen.

„Herr Doktor, reichen Sie mir den Schmalztopf herüber, wenn ich bitten darf.“

„Herr Doktor, diese Eierschalen kann ich Ihnen wohl anvertrauen?“

„Herr Doktor, einen Löffel, aber rasch!“

Baumann ging darauf ein. Denn erstens empfand er dem Schauspieler gegenüber Gewissensbisse und zweitens hatte er Hunger.

Als der Sterz fertig war, kostete ihn der Kritiker. Und zum ersten Mal hatte er Gelegenheit, den Schauspieler uneingeschränkt zu loben. Der Sterz war vorzüglich. Bloß ein wenig Salz fehlte noch, das steuerte der Mann der Feder gewohnheitsmäßig aus eigenem bei.

Hierauf begannen sie, einträchtig und vergnügt einander gegenübersitzend, aus derselben Schüssel zu essen. Im Anfang taten sie es schweigend, weil sie beide zu hungrig waren, um zu konversieren, und auch aus einer gewissen, nicht unbegreiflichen Scheu, die sich erst jetzt bemerkbar machte. Sie waren ja eigentlich Fremde, hatten sich ein einziges Mal auf dem Presseball flüchtig die Hand gereicht, und insoferne sie sich kannten, waren sie Feinde. Aber im Maße als die Sättigung fortschritt, wich diese anfängliche Befangenheit von ihnen. Es war wärmer geworden in der Hütte, die Stimmung wurde freier, behaglicher. Baumanns gute Zigarren sowie ein paar Gläser Punsch,

den der Schauspieler aus heißem Wasser, Rum und Zucker bereitete, wirkten gleichfalls anregend und ließen, nach der Mahlzeit, ein immer lebhafter werdendes Gespräch entstehen. Der Bühnenkünstler fing an, seine Schwänke und Anekdoten zum besten zu geben, von denen er, wie jeder Schauspieler, stets einen ganzen Sack bei sich trug, und die er sehr wirksam anzubringen verstand. Der Kritiker, auch hier der empfangende Teil, beschränkte sich darauf, mehr oder weniger zu lachen. Alles in allem fand er Hamlet im näheren Verkehr sehr unterhaltend, sehr liebenswürdig, und was ihn am meisten wunderte, sehr gescheit. Er hatte eine Art, über seine Kollegen zu urteilen, die jedem Kritiker Ehre gemacht hätte und an Schärfe nichts zu wünschen übrig ließ. Auch über die Berufsgenossen des Kritikers ging es her, und wieder staunte dieser über die Richtigkeit seines Urteils: der war bestochen, jener konnte nicht schreiben, der dritte war ein Idiot. Baumann war derselben Meinung, wenn er sie gleich nicht aussprach, und gar nicht ungehalten darüber, sie aus dem Mund eines anderen bestätigt zu hören. Auch bestach ihn der charaktervolle Freimut des Schauspielers, der freilich nur Abwesenden galt; denn, was seine eigene kritische Haltung betraf, so hütete sich Ritter, darüber zu reden. Hamlet blieb beiderseits unerwähnt, das schien stillschweigend abgemacht zwischen ihnen. Aber auch diese taktvolle Zurückhaltung gefiel Herrn Baumann und bestärkte sein persönliches Vertrauen zu dem Mimen,

der ein mittelmäßiger Komödiant sein mochte, aber jedenfalls ein angenehmer Mensch war. Und in einer gewissen Seehöhe ist das die Hauptsache.

So schieden sie, an diesem ersten Abend ihres Beisammenseins, mit dem besten Eindruck voneinander. Sie gingen schlafen, und bei dieser Gelegenheit zeigte es sich wieder einmal, daß der schöne Erwin der begünstigte Liebling der Frauen war. Er erhielt, als gebührte es ihm, von der liebenswürdigen Hausfrau das einzige Gastbett zugewiesen, während Baumann sein Lager auf der Pritsche bereitet fand. Natürlich wollte Ritter diese Bevorzugung nicht annehmen; er trat das Bett sofort an den Kritiker ab, der seinerseits, weil er sich keine Gefälligkeit erweisen lassen wollte, sofort darauf verzichtete. Vergeblich wies der Schauspieler darauf hin, daß er der jüngere wäre. Baumann ließ sich auf eine Erörterung dieses Punktes nicht ein, und bettete sich, ohne zu antworten, auf die Holzpritsche. Worauf Ritter, stumm und feierlich, die Decken aus dem Bett zog, sich mit königlichem Anstand darein hüllte und neben seinem kritischen Widersacher lagerte. Eine Viertelstunde später schliefen die beiden Feinde, Seite an Seite, einträchtig, friedlich wie zwei Brüder.

Am nächsten Morgen, als der Führer noch immer nicht zurückgekommen war, entstand die Frage, ob man auf ihn warten oder die Tour allein antreten

solle; bis auf eine kurze Gratwanderung war sie nicht gefährlich.

Der Kritiker wäre trotzdem lieber umgekehrt; er war müde, auch das Wetter schien nach wie vor unsicher. Aber der Schauspieler trat mit beredten Worten für eine gemeinsame Fortsetzung der Partie ein. Wenn sich der Nebel zerteilte, so konnte man zu Mittag bequem auf dem Zinken sein. Andernfalls stand ihnen jenseits des Grates der Weg ins Tal offen.

„Sie sind doch schwindelfrei?“ erkundigte er sich bei Baumann, der sehr eitel, auch in diesem Punkt, sich beeilte, die Frage entschieden zu bejahen. Ritter lächelte und sagte heiter: „Na, schlimmstenfalls trag ich Sie huckepack über den Grat.“

„Nein, nein!“ wehrte Baumann dankend ab, „das wird bestimmt nicht nötig sein.“

Sie zogen aus.

Eine Stunde lang ging der Weg sanft ansteigend über eine steinige Halde. Die beiden Herren schritten nebeneinander und unterhielten sich, wie bei ihrem Berufe selbstverständlich, über das Theater. Allein das Gespräch drehte sich nicht mehr wie am Abend vorher einzig um Personalverhältnisse, sondern wandte sich allgemeineren Themen zu. Man sprach von Rollen, von Stücken, von der dramatischen Ernte des letzten Jahres. Der Kritiker formulierte Urteile, denen der Schauspieler artig beipflichtete. Durch diese Zustimmung ermutigt, ging der Mann der Feder

immer freier aus sich heraus; er begann von sich zu reden, von seiner Kunstauffassung, und sagte am Ende sein ganzes kritisches Glaubensbekenntnis her. Der andere hörte ihm andächtig zu, mit gläubigem Augenaufschlag, wie ein Kind in der Kirche.

Aber der Weg begann zu steigen und wurde schwieriger. Unbemerkt übernahm der Schauspieler die Führung; er ging jetzt voran, der Kritiker folgte, etwas atemlos. Er war zwar ein passionierter Hochtourist, aber, als ein Literat, mehr in der Theorie. Das Bergsteigen selbst schien ihm ziemlich schwer zu fallen.

Ritter nahm seine Überlegenheit wahr. Nachdem er seinem Begleiter lange genug zugehört, fing er nun an, auch seinerseits zu sprechen, ohne falsche Bescheidenheit, gleichfalls von sich selbst. Er begann damit, daß er kleine persönliche Züge und Erfahrungen aus seinem Leben zum besten gab, Auszeichnungen, die ihm von hohen Personen zuteil geworden waren, so nebenbei erwähnte, Lorbeeren, die er auf Gastspielreisen eingesammelt, dem Kritiker zu riechen gab, um dann, an der Erinnerung seiner Triumphe erstarkend und sich erwärmend, immer rückhaltsloser von dem zu reden, was er mit schlichten Worten ‚seine Kunst' nannte. Baumann, der keinen Atem bekam, blieb nichts übrig, als diesem Monolog zu lauschen.

Der Weg führte jetzt an einem kegelförmigen Abhang schräg aufwärts, über lockeres Geröll, das unter jedem Tritte nachgab. Ein eisiger Wind kam von

der Höhe herunter und das Wetter, noch immer nicht klar, schien sich neuerdings zu verschlechtern.

Der Schauspieler, rüstig aufwärts steigend, bemerkte plötzlich, daß ihm niemand zuhöre. Ungehalten blieb er stehen und wartete, bis ihm der Kritiker keuchend nachkam.

„Was ist Ihnen, Doktor?" rief er den Atemlosen heiter überlegen mit seiner sonoren Stimme an. „Ist der Blasbalg vielleicht nicht in Ordnung?"

„Der Ihrige ist freilich stärker," antwortete Baumann, einigermaßen ironisch, obwohl ihm nicht nach Ironie zumute war. „Sie könnten eine Schmiede damit bedienen."

„Gott sei Dank!" ließ sich Ritter mit einem rollenden Gelächter vernehmen; und fügte in wohlwollend belehrendem Tone etwas herausfordernd hinzu: „Das Körperliche spielt nämlich auch eine Rolle beim Theater. Mit einem Astralleib spielt man nicht Komödie."

„Gewiß nicht!" bestätigte Baumann bescheiden, um den andern nicht durch Widerspruch zu reizen. Allein das entfesselte Selbstbewußsein des Mimen ließ sich nicht mehr halten. Er hatte viel auf dem Herzen gegen seinen kritischen Quälgeist, gegen die Kritik überhaupt, von der er sich, wie jeder Schauspieler, ununterbrochen verfolgt glaubte. Und er sah gar nicht ein, warum er sich jetzt, wo er augenscheinlich der Stärkere war, nicht Luft machen sollte. ‚Sich Luft machen' — ist es, richtig angesehen, nicht der eigentliche Reiz einer Hochtour?

Ritter tat es gründlich. Bis zur Baumgrenze war er bescheiden gewesen, bis zur Schneegrenze zurückhaltend, aber hier in der Eisregion floß der Größenwahn, der seine Brust erfüllte, schäumend und gärend über. Er sprach nicht mehr von sich, sondern von Kainz, von Mitterwurzer, von Talma, von Garrick. Und indem er diese Namen erwähnte, als ob die Genannten seine Brüder wären, stellte er die gewagte Behauptung auf, daß die Kritik keinen von ihnen, daß sie überhaupt noch nie einen Großen anerkannt habe.

Baumann, der kaum nachkam, hütete sich, ihn zu unterbrechen. Er hatte Ohrensausen, Herzklopfen und Atemnot. Zudem sah er, daß der Weg immer schlechter, immer gefährlicher wurde. Abgründe taten sich auf, klaftertiefe Spalten zerrissen den felsigen Grund, die Sonne verbarg sich hinter Wolken. Und zu allem Überfluß begann es plötzlich wie aus einer Streusandbüchse zu schneien.

„Was tun wir?" fragte der Kritiker.

„Anseilen!" erwiderte der Schauspieler, grimmigvergnügt, ohne seinen Redestrom länger als nötig war zu stauen. Er rollte das Seil auf, schlang es um Baumanns Brust, und redete dann, ihn als den schwächeren Touristen in kurzer Distanz vor sich hertreibend, stoßweise und exaltiert weiter, unbekümmert um seine Lage, seine Umgebung, mit der Monomanie des Künstlers, der, wo immer er sich aufhält, von seiner Kunst besessen bleibt.

Er begann, sich von der Vergangenheit weg und wieder der Gegenwart zuwendend, von seinen eigenen Rollen zu reden. Die Namen Fiesco, König Alfons, der Prinz von Homburg donnerten dem Kritiker wie ebensoviel Anklagen ins Ohr. Und Ritter begnügte sich nicht, diese Anklagen zu erheben, er begründete sie auch. Er sprach von seiner eigenen Auffassung und kritisierte dann die Kritiken Baumanns schonungslos, wie man es nur einem Wehrlosen gegenüber ist, und von Rolle zu Rolle schärfer werdend. Als er schließlich das Wort ‚Hamlet' aussprach, standen sie gerade vor dem Grat.

Baumann begann, an allen Gliedern zu schlottern. Er hatte vor sich einen fußbreiten, geländerlosen Pfad, rechts von sich einen achthundert Meter tiefen, senkrecht niederstürzenden Abgrund und hinter sich den erregten Schauspieler, der von ‚Hamlet' sprach. Das war zuviel für seine schwachen Kräfte. Er setzte sich nieder wie ein störrisches Kind und bat den Schauspieler, um jeden Preis umzukehren. Aber Ritter blieb erbarmungslos. „Dazu ist es zu spät," donnerte er, und den anderen wieder emporreißend — es geschah zu seinem Besten, wie er betonte — zwang er ihn, den fußbreiten Pfad zu beschreiten. Das einzige Zugeständnis, das er ihm dabei machte, war, daß er seine Bemerkungen über ‚Hamlet' unterdrückte, ja überhaupt zu reden aufhörte. Es war wie im Zirkus, während der großen Nummer, wenn die Musik plötzlich aussetzt.

So machten sie noch ein paar Schritte, als der

Kritiker zu taumeln begann. Der Schauspieler nahm das Seil kürzer und schrie aus Leibeskräften: „Niedersetzen!“ Aber schon war es zu spät. Der Mann der Feder hob die Arme, griff in die Luft, als suchte er dort einen Halt, und fiel dann, als er keinen fand, wie erschossen nach rechts in den Abgrund. Ritter sprang geistesgegenwärtig nach links und stellte so, für den Augenblick wenigstens, das Gleichgewicht zwischen Schauspielkunst und Kritik wieder her.

Nichtsdestoweniger fühlte sich Baumann, als er nach einigen Minuten wieder zu sich kam, äußerst unbehaglich. Er hing wie ein Uhrgewicht über einem achthundert Meter tiefen Abgrund. Ritter hielt ihm zwar das Gleichgewicht, aber für wie lange? So oft das Seil vibrierte, trat dem Schriftsteller der Todesschweiß auf die Stirne. Er empfand, zum ersten Mal in seinem Leben, aber gründlich, was es für einen Kritiker bedeutet, von einem Schauspieler abzuhängen: noch dazu im Wortsinn.

Die Marter dauerte nicht lange, denn der Führer, der mittlerweile in der Hütte eingetroffen und den beiden leichtsinnigen Touristen nachgeeilt war, wand sie einen nach dem andern aus der Tiefe. Wortlos machten sie die paar Schritte bis zum Ende des Grats, wo die Hochtour aufhörte, gefährlich zu sein; wortlos standen sie, dort angelangt, einander ein paar Augenblicke lang gegenüber. Endlich öffnete der Schauspieler den Mund und sprach, in Gedanken noch immer bei Hamlet, dasjenige aus, was auszusprechen er

willens gewesen, als sie beide in die Tiefe fuhren. Allein er gab dem Satz jetzt eine viel ungezwungenere Fassung. „Über den Hamlet," sagte er, schlicht und bündig zu dem bestürzten Kritiker, „über den Hamlet haben Sie wie ein Ochse geschrieben."

Und Baumann erschien es nebensächlich, darauf etwas zu entgegnen.

Zwei Monate später spielte, vom Urlaub heimgekehrt, Erwin Ritter den ‚Tasso'.

Wie schreibt man über einen Schauspieler, den man für talentlos hält, dem man sein Leben verdankt, der einen einen Ochsen genannt hat, und der den ‚Tasso' spielt? Baumann sah sich vor diese verwickelte Frage gestellt, und löste sie auf eine bewährte Art. Er wurde am Tage der Vorstellung krank und ließ sich durch einen jüngeren Kollegen vertreten.

Er tat dies in der unausgesprochenen Absicht, dem Schauspieler zu nützen; denn schließlich, die Unparteilichkeit auch des anständigsten Kritikers hat ihre Grenzen.

Aber der jüngere Kollege, ahnungslos, wie es jüngere Kollegen zuweilen, und blutgierig, wie sie fast immer sind, mißverstand diese löbliche Absicht. Er beschränkte sich auf ein kurzes Referat, in dem er den Tasso des Herrn Ritter mit der ganzen Schonungslosigkeit des Anfängers eine ‚männliche Probiermamsell' nannte.

Als der Schauspieler tags darauf dieses glückliche Wort im ‚Augenblick‘ las, nahm er sich fest vor, nie mehr und unter gar keinen Umständen einem Theaterkritiker das Leben zu retten. Und nur noch in dieser Absicht unternahm er in Zukunft Hochtouren ... Aber der Kritiker unternahm keine mehr.

Das Landgut der Fiametta

Im Anfang war ein silberner Strickbeutel. Er hatte ein Jahrhundert lang im Glaskasten herumgelegen und hing nun wieder wie vor Zeiten einer jungen Frau am Arme, so daß sie den Wollknäuel hineinlegen und den Faden bequem herausspinnen konnte. Aber während das Gestrickte nach unten zu immer länger wurde, schweiften oben die Gedanken ziellos ins Weite. Die Dame ließ sich, um sie zu bannen, während des Strickens von ihrem Gatten vorlesen; indes, er las schlecht, sie hörte schlecht zu, und außerdem war ihr Gemüt zu aufgerauht, um dichterische Gebilde zu spiegeln. Also lud sie eine zweite junge Frau ein, die wie sie selbst tagsüber in einem Spital tätig war; eine dritte meldete sich freiwillig. Als die drei Frauen beisammen waren, fehlte nur noch ein Herr, um dem Hausherrn bei ihrer Unterhaltung beizustehen. Ein solcher war nun allerdings bei den teuren Zeiten schwer zu beschaffen. Die Männer waren fast sämtlich im Feld, man mußte mit einem Literaten vorlieb nehmen. Krieg ist Krieg, dachte die Dame, und telephonierte ihm.

Die Zusammenkunft wurde mit Rücksicht auf die Schwester Marie, die am Sonntag ausnahmsweise erst um acht Uhr im Spital sein mußte, für den Sams-

tagabend anberaumt. Man traf sich nach dem Nachtmahl ‚zu einer Tasse Tee‘; als Versammlungsraum war das gewöhnliche Wohnzimmer, das an das Kinderzimmer stieß, in Aussicht genommen. Später ließ die Hausfrau dann doch den Salon heizen und kaufte in der Stadt eine größere Menge jener appetitlichen Brötchen, die man vor dem Kriege mit England Sandwich genannt hatte. Was wohl damit zusammenhing, daß sich ein befreundeter Oberleutnant, den sie in der Friedenszeit bei den Rennen kennen gelernt, überraschenderweise gegen Abend telephonisch angesagt hatte. Er kam als Ordonnanzoffizier vom nordöstlichen Kriegsschauplatz und blieb nur einen Tag in Wien.

Um neun Uhr, ohne nennenswerte Verspätungen — der Krieg hatte die unpünktlichen Damen pünktlich gemacht — kam die kleine Gesellschaft zusammen. Die Unterhaltung war rasch im Gange, denn alle waren ganz erfüllt von den Ereignissen und ein gemeinsames großes Interesse verband die einzelnen. Es äußerte sich in verschiedener Art, aber in derselben Richtung. Der Hausherr brachte die neuesten Nachrichten und unrichtigen Vermutungen aus seinem Klub; der Literat gab den Inhalt von Feldpostbriefen wieder, die er in den Zeitungen gelesen hatte; die Schwester Marie erzählte von ihren Pfleglingen. Nur der Offizier blieb stumm; aber seine Stummheit schien beredter als die Beredsamkeit der übrigen. Er hatte etwas im Blick, im Ausdruck seines hübschen regel-

mäßigen Soldatengesichtes, etwas, das über alle Worte hinausging: die anderen redeten — er schwieg vom Kriege.

Die Hausfrau glaubte, ihn ermuntern zu müssen. „Erzählen Sie doch etwas, Herr Oberleutnant!" sagte sie. „Sie müssen in den letzten Monaten unendlich viel erlebt haben."

„Ich habe gar nichts erlebt," versetzte der junge Offizier, der unter anderem dreizehn Tage nacheinander im Feuer gestanden hatte, „wirklich nicht . . ." Und dem liebenswürdig erstaunten Blick der Damen begegnend, fügte er, leicht errötend, hinzu: „Wenigstens nichts, was sich erzählen ließe . . . Und das gilt auch für meine Kameraden dort droben . . . Die gewissen Geschichten vom Krieg hab ich erst in Wien gehört — heut nachmittag im Kaffeehaus."

Alle lachten über diesen treuherzigen Ausspruch, nur der Literat blieb ernst. „Eigentlich ist das ja nur natürlich," bemerkte er, „es liegt in der Natur der Sache. Erzählen setzt Distanz voraus, räumliche und zeitliche Entfernung. — Um über Florenz in hundert Novellen berichten zu können, muß man sich zuvor auf das Landgut der Fiametta begeben."

„Ein Aphorisma!" rief die Hausfrau, in dem spöttischen Ton, den sie sich seit Ausbruch des Krieges dem Literaten gegenüber angewöhnt hatte. „Aber eines, das sie uns ausnahmsweise erklären müssen . . ."

„Ich nahm an, daß den Herrschaften Boccaccios ‚Decamerone' bekannt ist."

„Boccaccios ‚Decamerone‘,“ warf Schwester Marie, mit dem Stricken einen Augenblick indigniert innehaltend, vorwurfsvoll ein. „Wer spricht jetzt vom ‚Decamerone‘?“

„Warum nicht?“ meinte der Offizier. „Es ist ein lustiges Buch!“

Der Schriftsteller verneigte sich. „Ich bin ganz Ihrer Meinung, Herr Oberleutnant, aber ich glaube, daß man dem Buch unrecht tut, wenn man es nur lustig findet. Der ‚Decamerone‘ enthält ja auch, neben einer Anzahl sehr ernster Erzählungen, die ergreifende Schilderung der Pest in Florenz, und sie ist das eigentliche Meisterstück des Boccaccio. Das große Sterben, das den Hintergrund bildet, ist für die hundert Novellen des Italieners Rechtfertigung und Entstehungsgrund zugleich. Eine Novelle ist ein kleines Abenteuer und darum gedeiht sie am besten in abenteuerlichen Zeitläuften. Wir sehen es auch jetzt wieder in diesem großen Krieg. Eine eigentümliche Novellistik ist im Entstehen begriffen, eine Novellistik der Feldpostbriefe und mündlichen Mitteilungen. Und auch das wieder scheint mir bezeichnend für unsere Zeit, die überall zu den charakteristischen Grundformen zurückkehrt. Hatten wir nicht fast vergessen, daß die Novelle in ihren guten Anfängen mündlich tradiert und erst viel später aufgezeichnet wurde? Eine Neuigkeit, eine ‚unerhörte Begebenheit‘, wie Goethe definiert, ist die Novelle, soll sie sein. Der erzählenswerte Inhalt, der sich zur Not auch in ein paar schmucklosen

Sätzen wiedergeben lassen muß und der immer aus dem Leben stammt, ist es, der die Novelle zur Novelle macht. Den Falken muß sie haben, sonst ist sie keine. Aber wie wenige von den sorgfältig gedruckten Geschichten, die wir vor dem Krieg gelesen haben, hatten ihn. Diejenigen, die jetzt von einfachen, unliterarischen Leuten im Schützengraben hingekritzelt, in Eisenbahncoupés, überfüllten Straßenbahnwagen oder auch nur beim flüchtigen Stehenbleiben auf der Straße erzählt werden, haben ihn fast alle. Das Landgut der Fiametta ist ja jetzt sozusagen überall; die Menschen sind wieder neugierig und mitteilsam geworden, und die vom Krieg gesättigte Atmosphäre schwirrt nur so von Falken."

„Manchmal sind's Enten!" bemerkte, etwas boshaft der Hausherr; er war selbst ein geschäftiger Entenlieferant und seine Bosheit kehrte sich, wie der Stachel des Skorpions, gegen die eigene Brust.

„Und manchmal Aeroplane!" ergänzte lachend der Literat. „Ich habe da unlängst eine kleine Geschichte von einem deutschen Flieger erfahren — eine typische Novelle von heute. Vor einem Jahr würde sie noch ein Märchen aus ‚Tausend und einer Nacht' gewesen sein, in einem Jahr wird man sie entweder für eine Münchhausiade oder für eine Legende erklären. Dennoch ist sie wahr. Das sind die guten Novellen alle."

„Loben Sie Ihre Geschichte nicht, bevor Sie sie uns erzählen!" sagte die Hausfrau, die sich rasch in die Rolle der Fiametta hineinfand.

„Ich kann es tun, denn sie ist nicht von mir," entgegnete der Literat. „Übrigens urteilen Sie selbst."

„Ein junger Fliegeroffizier erhält von seinem Korpskommandanten den Auftrag, die französischen Stellungen abzufliegen. Das Wetter ist windstill, sichtig, er hat verhältnismäßig leichte Arbeit. Während der Maschinist hinter ihm die Steuerung bedient, arbeitet der junge Offizier vorne auf seinem luftigen Sitz ruhig, wie an seinem Schreibtisch, und macht, über die Karte gebeugt, mit sicherer Hand allerhand Eintragungen in sein Buch. Die Franzosen, die ihn bereits entdeckt haben, schießen wohl ein bißchen herauf, aber die Kugeln pfeifen matt und schrecken ihn nicht. Er befiehlt dem Maschinisten hinter ihm durch ein Zeichen, tiefer herunterzugehen, weil er das Kaliber einer Artilleriestellung von so hoch nicht beurteilen kann. Der Apparat senkt sich, senkt sich immer mehr, und das Gewehrfeuer wird lebhafter; da er überdies mittlerweile das Kaliber genau erkannt hat, gibt der Flieger dem Maschinisten das Zeichen, wieder hochzugehen. Aber der folgt nicht, im Gegenteil, das Flugzeug setzt die schräge Bahn nach unten fort. Es wird gefährlich, der Offizier dreht sich auf seinem Sitz herum und schreit den Piloten an. Da bemerkt er, daß der tot in seinen Gurten hängt, aus der Stirne blutend. Der Offizier versucht nun, von vorne nach rückwärts greifend, den Steuerhebel selbst zu bewegen; aber der Leichnam des Erschossenen ist nach vorne ge-

fallen und drückt ihn immer mehr nach abwärts. Gleichzeitig spürt der Flieger einen stechenden Schmerz im Arm und gleich darauf im Fuß. Ein weiterer Schuß setzt den Motor außer Betrieb, und nun gibt es kein Halten mehr: in steilem Gleitflug niedergehend sieht sich der Verwundete gezwungen, inmitten eines feindlichen Heerhaufens, der ihn mit fremdartigem Geschrei begrüßt, zu landen. Sein letzter Eindruck, bevor er in Ohnmacht fällt, ist ein wildes, bärtiges Gesicht und die Spitze eines kalten Bajonetts, das gegen seine Brust gezückt wird; der Ruf eines französischen Offiziers: „Laßt ihn leben, er ist ein braver Soldat!“ schlägt im gleichen Augenblick wie aus unendlicher Ferne an sein Ohr. Dann schwinden ihm infolge des Blutverlustes die Sinne, eine tiefe Bewußtlosigkeit umfängt ihn, dann schweben Träume durch das Dunkel seiner Seele und schließlich erwacht er, von Kanonenschüssen geweckt. Es ist Nacht und eine große Schlacht ist im Gange, die er, neben seinem zerbrochenen Flugzeug liegend, stundenlang über sich hindonnern läßt. Am Ende gelingt es ihm in der allgemeinen Verwirrung, die sich der Franzosen zu bemächtigen scheint, in ein nahegelegenes Gehölz zu entkommen, das er kriechend mit einer letzten Kraftanstrengung erreicht. Abermals verliert er die Besinnung und schläft bis zum Abend; da er wieder zu sich kommt, hat die Schlacht ausgetobt. Er liegt inmitten seines eigenen Korps, das vorgerückt ist und die Franzosen aus ihren Stellungen verdrängt hat.

So sieht er sich, wie durch ein Wunder, in die Lage versetzt, sich, wenngleich verwundet, des erhaltenen Auftrages zu entledigen und dem Kommandanten die blutgetränkten Eintragungen seines Notizbuches persönlich zu übergeben . . . Ein tapferer Offizier, nicht wahr, meine Damen? Aber man muß zugeben, er hat auch etwas Glück gehabt."

„Hat er das Eiserne Kreuz bekommen?" fragte der Oberleutnant.

„Wir wollen es hoffen," erwiderte der Literat, „aber die Novelle selbst bleibt davon unberührt. Sie scheint mir unendlich charakteristisch für den Krieg von heute, für das grandiose Abenteuer, aus dem sie entstanden und dessen innerstes Wesen sie in gewissem Sinne wiedergibt — so wie ein Tropfen Meerwasser den Geschmack des ganzen Meeres hat. Dabei ist sie auch artistisch gesehen eine richtige Novelle — sie ist wirklich und überraschend, sinnvoll und abenteuerlich zugleich."

„Also das ist eine Novelle!" meinte, eine seiner bescheiden gewordenen Kriegszigarren anzündend, der Hausherr. „Gut zu wissen! Dann ist die Geschichte von dem Buch, die ich unlängst gehört habe, wahrscheinlich auch eine Novelle."

„Sie machen es wie der ‚Bürgerliche Edelmann', der zu seinem Erstaunen von seinem Sprachlehrer erfährt, daß das, was er für gewöhnlich spricht, Prosa ist . . ." sagte der Schriftsteller lächelnd. „Übrigens liegt es an Ihnen, die Probe auf das Exempel zu

machen. Erzählen Sie! Alles, was sich erzählen läßt und was im Zuhören fesselt, ist gewissermaßen eine Novelle. Man darf nicht zu engherzig sein mit Definitionen."

Der Hausherr, Fabrikant von Beruf, ergriff ohne die geringste Befangenheit das Wort und berichtete in gedrängter Kürze das folgende Erlebnis einer ihm persönlich bekannten schönen und eleganten Dame.

Diese schöne und elegante Dame wurde, wie so viele, nichts ahnend, in einem belgischen Seebad von der Kriegserklärung überrascht. Sie wollte schleunigst nach Deutschland zurückkehren, wohin ihr Mann zwei Tage früher in Geschäften gereist war, doch erwies sich dies bereits als unmöglich. Im Besitz eines Automobils, einer entsprechenden Menge Geldes und eines tadellosen Französisch, das den cachet parisien hat, beschließt sie daher, vor allem nach Paris zu reisen, was sie unter den gegebenen Umständen für um so angezeigter erachtet, als sie dort eine Jahreswohnung inne hat, einen großen Teil des Jahres mit ihrem Mann auch tatsächlich in Paris verbringt und, vom Politischen abgesehen, sich durchaus als Pariserin fühlt. Also macht sie sich, von niemandem als von ihrer Jungfer begleitet, so rasch sie kann auf den Weg und fährt mit ihrem ganzen aufgepackten Gepäck, was dem Automobil von rückwärts das Ansehen eines Möbelwagens gibt, im denkbar schnellsten Tempo durch Belgien und Nordfrankreich auf Paris los. Alles geht gut, bis, schon auf französischem Boden und gegen Abend, die

Jungfer einen plötzlichen Schrei ausstößt. Sie hat sich nämlich von ungefähr erinnert, daß ihre Gnädige einen deutschen Roman in ihrer Handtasche mit sich führt. Dieser Roman könnte bei einer Untersuchung ihres Gepäcks, auf die sie stündlich gefaßt sein müssen, äußerst gefährlich werden, und die beiden Frauen beschließen, sich seiner zu entledigen. Aber wie? Verstecken, das wäre um so bedenklicher, je besser man ihn versteckt. Verbrennen? Das ist unmöglich. Schließlich wirft ihn die Dame, in dem Augenblick, in dem man sich einem Dorf nähert und die Entscheidung drängend wird, einfach zum Wagen hinaus in ein Feld, an dem sie vorüberfahren. Aber diese unvorsichtige Bewegung wird ihr Verhängnis, denn ein Gendarm, dem die Bewachung der Landstraße obliegt, hebt das Buch auf, sieht die gotischen Lettern, schöpft Verdacht und verständigt durch einen Alarmschuß den nächsten Posten. Die Dame wird beim Dorfeingang aufgehalten, zur Ausweisleistung genötigt. Der Gendarm bringt das Corpus delicti, es ergibt sich, daß sie eine Deutsche ist, und da sich überdies der eben erneuerte Mietvertrag über die Pariser Wohnung in ihrem Gepäck findet, da sie über den Zweck ihres dortigen Aufenthaltes nichts Bestimmtes anzugeben vermag, liegt für den im voraus zum Übelwollen entschlossenen französischen Richter der Verdacht nahe, daß er es mit einer deutschen Spionin zu tun habe. Er läßt die Dame in Haft nehmen und sie sieht sich gezwungen, einige Tage und Nächte im Arrest und in

einer Gesellschaft zu verbringen, von deren bloßer Existenz sie bis zum Sommer 1914 wahrscheinlich nicht die geringste Ahnung hatte; einem Paradiesvogel in einem Schweinestall mag ähnlich zumute sein wie ihr. Am Ende gelingt es ihr dann allerdings, sich zu befreien. Durch eine Depesche, die der französische Gefängniswärte für ein Trinkgeld von mehreren hundert Franks, nach Paris aufgibt, macht sie den Botschafter einer neutralen Macht auf ihre verzweifelte Lage aufmerksam, der Präfekt interveniert und sie erhält die Erlaubnis, weiterzureisen. Man gibt ihr nur vorsichtshalber zwei Gendarmen mit, die sie bis zum Bahnhof begleiten, während der Pöbel, sie mit Worten insultierend, hinter der ‚Prussienne' einherzieht. So gelangt sie nach ein paar bösen Tagen mittels Eisenbahn nach Paris und rettet sich von dort, wie so viele, über die Pyrenäen. Den deutschen Roman aber, der sie in so peinliche Verlegenheiten stürzte, hat die französische Justiz beschlagnahmt.

„Wie war sein Titel?" fragte der Literat.

„Darüber schweigt die Geschichte und auch die elegante Dame weiß es nicht; sie hatte das verhängnisvolle Buch noch gar nicht aufgemacht . . . Aber wenn Sie der Begebenheit durchaus eine Pointe geben wollen, so nehmen Sie an, daß es ‚Jena oder Sedan' hieß. Dann ist die Novelle fertig."

„Sie hat," sagte die dritte der strickenden Damen, die bisher geschwiegen hatte, „als solche wenigstens den einen Vorzug, daß sie nicht so entsetzlich grausam ist,

wie diejenigen Kriegsgeschichten, die wir für gewöhnlich zu hören bekommen. In den meisten fliegen die abgerissenen Gliedmaßen nur so durch die Luft, daß es Blut regnet ...“ und in ihrer wohlerzogenen französischen Art, wie sie sich's seinerzeit als junges Mädchen in einem Schweizer Institut angeeignet hatte, an ihrem österreichischen Soldatenstrumpf zierlich weiter strickend — es sah aus wie ein Fleurettstechen mit der Nadel — fügte sie sanftmütigen Tones hinzu: „So hat man mir dieser Tage von einem jungen deutschen Offizier erzählt, der verrückt wurde, weil eine Granate neben ihm dem Trommler den Kopf abriß und dieser — denken Sie nur, wie grauenhaft — noch einige Sekunden ohne Kopf weitertrommelte ...“

„Ja, solche Dinge kommen vor,“ rief der Offizier: „Und man muß sich davor hüten, sich solche Eindrücke zu tief im Gehirn einwurzeln zu lassen. Ich selbst weiß von einem ähnlichen zu berichten — erschrecken Sie nicht, gnädige Frau, es wird niemandem der Kopf abgerissen — der mich wochenlang verfolgte und an den ich noch heute nicht ohne ein gewisses Grauen zurückdenken kann.

Es war vor sechs Wochen in den Karpathen. Wir hatten in einem kleinen Dorf, das in einer Senkung zwischen großen Wäldern lag, Quartier genommen und hörten und sahen tagelang nichts vom Feind. Um mich zu beschäftigen und auch um unsere Kost aufzubessern, hängte ich eines Morgens meinen Kara-

biner um und ging in den Wald jagen. Ich stieß aber nirgends auf Wild und wollte schon unverrichteter Dinge umkehren, als ich es plötzlich, nach zweistündigem Umherwandern, ganz nahe von mir in den Zweigen knacken hörte. Ein großes Tier näherte sich mir und ich hielt den Karabiner schußbereit. Allein, als ich es herankommen sah, ließ ich das Gewehr mutlos sinken. Es war ein Pferd . . . ein zum Skelett abgemagertes und außerdem, wie ich sofort sah, auf beiden Augen blind gewordenes Soldatenpferd. Es mochte seinen Herrn irgendwo auf einem Patrouillenritt verloren haben und, von den Schüssen erschreckt, in den Wald galoppiert sein, aus dem es dann nicht mehr herausfand. Im Umherirren hatte es sich dann wohl an irgend einem räudigen russischen Pferdekadaver infiziert und war erblindet; dem Aussehen und seinem vor Schwäche torkelnden Gang nach zu schließen, war es schon seit Wochen ohne Nahrung und Wartung. Es lief Tag und Nacht durch den verschneiten Wald, die Rinde von den Bäumen abnagend und langsam verhungernd. In mir schien es den Kavalleristen zu wittern, denn es kam mit weit vorgestrecktem Hals und geblähten Nüstern zwischen den Bäumen hervor und mit matten Schritten auf mich zu . . . Und sehen Sie, meine Herrschaften, da spürte ich zum ersten Mal in meinem Leben und auch zum ersten Mal in diesem Krieg etwas wie Angst. Ich hatte nicht den Mut, dieses Gespenst von einem Pferde an mich herankommen zu lassen, und nicht die Courage, ihm den

Gnadenschuß zu geben, auf den es als ein Soldatenpferd Anspruch hatte. Ich drehte ihm den Rücken und lief davon; aber das schrecklichste war, das arme Tier, das in mir wahrscheinlich seine letzte Rettung witterte, lief mir nach, noch ein ganzes Stück weit, bis es schließlich infolge seiner Blindheit mit dem Kopf an einem Baum anstieß und kläglich wiehernd zusammenbrach . . . Dieses Wiehern hörte ich noch tagelang und erst der Kanonendonner einer Schlacht, in der wir siegreich blieben, übertäubte es in meinem Innern. Aber ich glaube, ganz überwinden werde ich diesen Eindruck niemals."

Und der junge Offizier, dem das Signum laudis auf der Brust glänzte, legte die Hand vor die Augen, als wollte er eine Mauer aufrichten zwischen ihrem jungen Leuchten und dem schrecklichen Bild, das sie gespiegelt hatten . . . Auch die anderen schwiegen, niemand stellte eine Frage, und eine kleine Weile lang hörte man nichts als das leise, milde Klappern der Stricknadeln in den Händen der Frauen. Schließlich wollte die Hausfrau, um die gute Stimmung wieder herzustellen, selbst eine kleine Geschichte zum besten geben, eine heitere Verwechslung diesmal, die der Krieg herbeigeführt hatte und die, so wie sie sich begeben hat, allenfalls auch im ‚Decamerone' stehen könnte. Aber es gelang ihr nicht mehr, ihre menschenfreundliche Absicht auszuführen, denn eben scholl, in das allgemeine Schweigen hinein, das Wort ‚Extraausgabe' durch die Nacht herauf. Das Landgut der

Fiametta zerstob, und während man das Mädchen schnell hinunterschickte, warteten alle, der Offizier, der Industrielle, der Literat und die drei strickenden Frauen, mit demselben Ausdruck ernster Spannung auf die noch so spät abends zur Ausgabe gelangenden neuesten Nachrichten vom Kriegsschauplatz.

Vetter Maigrün

Joseph Maigrün hatte bessere Tage gekannt, und damals, als die Kunstblumenfabrik seines Vaters noch florierte und Joseph Teilhaber war, hatte sein duftiger Name auch noch keineswegs so lächerlich geklungen. Dann aber geriet das väterliche Unternehmen ins Wanken, und der junge Maigrün, anstatt es durch eine passende Heirat zu stützen, wozu er nach der Ansicht des Kommerzialrates Neumayer, eines maßgebenden Verwandten, wohl verpflichtet gewesen wäre, tat das Gegenteil von dem, was man von ihm erwartete. Er sprang zur Unzeit aus dem Geschäft aus und heiratete seine Geliebte, eine sehr hübsche Person, die aber mit Kunstblumen nicht das geringste zu tun hatte und beim Theater war. Die ganze Familie wandte sich, wie auf ein Kommando, von ihm ab.

Nun ging die Kunstblumenfabrik zugrunde. Papa Maigrün starb auf ziemlich rätselhafte Weise am Tage vor der Konkurseröffnung, bei seinem Sohne Joseph aber vollzog sich dasjenige, was sein Vetter Alfred Neumayer, der im Geschäft untüchtig, aber im Privatleben nicht ohne Witz war, in Erinnerung an frühere Physikstunden den ‚freien beschleunigten Fall' nannte. Selbständiger Kaufmann, Fabrikant, Di-

rektor bei einem Konkurrenzunternehmen, Reisender, Agent, Subagent und ehemaliger Kunstblumen-Subagent hießen die wichtigsten Stationen dieser Abwärtsbewegung, die der junge Maigrün innerhalb weniger Jahre mit wachsender Geschwindigkeit durchmaß, und solange sie so hießen, war es noch gut, weil er da wenigstens innerhalb desselben Geschäftszweiges herunterkam, was einem unglücklichen Kaufmann immer noch einen Rest von Achtbarkeit läßt. Erst als er, von der Not bezwungen, in verschiedenen Artikeln wild durcheinander zu agentieren begann und in bunter Aufeinanderfolge Grabsteine, Prachtwerke, Kohlenbügeleisen, Gasmesser und Füllfedern vermittelte, gab es keinen Halt mehr für ihn. Sein Name, der ihn für die Sonnenseite des Lebens bestimmt hatte, wurde betrübt und lächerlich, während der Besitzer dieser ehemals so heiteren Lautmischung einem immer jämmerlicheren Dasein anheimfiel. „Das kommt davon," pflegte der Kommerzialrat zu sagen, „wenn man eine Choristin heiratet." Dabei tat man aber dem Vetter unrecht, wie den Armen gewöhnlich; denn Frau Lilly Maigrün war gar keine Choristin, sie hatte selbständig, wenn auch nur in Operetten, gesungen und als junge Elevin wiederholt sogar schwierigere Arien, wie: ‚Ihr, die ihr Triebe . . .' studiert. Allerdings sah man ihr das nach Jahren nicht mehr an.

Widerstandsfähiger, was seine Vergangenheit betraf, erwies sich ihr Gatte Joseph. Er hatte als

junger Fabrikantensohn in seinem Kreis für ziemlich elegant gegolten, und etwas davon blieb ihm auch später; nur daß freilich diese Eleganz von Jahr zu Jahr immer fadenscheiniger wurde und sich um seine Person herum gleichsam in der Luft auflöste. Dennoch war sogar seine Herabgekommenheit, an der sich von einem gewissen Zeitpunkt angefangen nicht mehr zweifeln ließ, niemals die natürliche Dürftigkeit eines gebürtigen Armen, sondern die feinere Schäbigkeit eines vormals besser situierten Mannes. Seinen Röcken, deren Schnitt die Mode der letzten zehn Jahre längst überholt hatte, sah man noch in zerfallendem Zustand an, daß sie von einem guten Schneider stammten; seine Hemdkragen waren allerdings zu hoch, seine Beinkleider zu weit, sein Zylinder zu geschweift, allein er trug weder Zelluloidröllchen, die man mit der Zahnbürste reinigt, noch genähte schottische Vorsteckkrawatten, noch geschenkte Kleider, obwohl der Kommerzialrat meinte, von einem Onkel könne man welche annehmen. Aber Vetter Maigrün wollte nicht, irgend ein mittelalterliches Vorurteil hielt ihn davon ab. Vielleicht auch war es der Reserveoffizier, der ihn daran hinderte. Vetter Maigrün hatte nämlich das Portepee und er wünschte es zu behalten, wenigstens vor sich selbst. Er war stolz, er blieb empfindlich; seine Grundsätze, an den Standpunkt des Offiziers wie festgeschraubt, waren solide, seine Ehrbegriffe subtil. Er spielte beispielsweise im Kaffeehaus höchstens um das Billard-

geld, nie um den Kaffee, wie andere; und das war um so bemerkenswerter, als er vorzüglich Billard spielte.

Freilich, wie schon den Armen alles zum Nachteit ausschlägt, war es gerade diese innerliche und äußerliche Ritterlichkeit, die ihm anhaftende Reserveoffizierqualität, die ihn nicht nur hinderte, Geschäfte zu machen, sondern auch, als mit seinen Verhältnissen nicht mehr in Einklang stehend, ihn nur desto lächerlicher machte. Bei seiner letzten Waffenübung, vor sieben Jahren, war es geschehen, daß er sich, unmittelbar vor seiner Abreise, schon in Uniform, an seinen Vetter Alfred um ein Darlehen wandte, da er anders den Zins nicht bedecken konnte. Seither sprach Alfred Neumayer, der immer boshaft wurde, wenn er generös gewesen war, von Maigrün nie anders als: „Mein Vetter, der Reserveoffizier". Indem er ihn so nannte, wollte er andeuten, daß Maigrün nichts anderes war, und daß, was er war, ihm, seinem Vetter, nicht im geringsten imponierte. Dies entsprach auch durchaus den Anschauungen seiner näheren Umgebung. Papa Neumayer hatte nie gedient, er selbst, Alfred, hatte sich als junger Mann in London gestellt, war aber, infolge eines Herzgeräusches, damals nicht behalten worden, und seine Frau Anita, eine ‚neé Frank', wie sie sich auf ihren Visitenkarten bezeichnete, wußte zwar, daß es Generalstäbler gab, aber kaum, daß die Existenz dieser Generalstäbler eine Armee voraussetzte . . . Übrigens hinderte das Herzgeräusch Herrn Alfred Neu-

mayer nicht, mit seiner Familie zusammen allerhand anstrengenden Sport zu betreiben, durch dessen Vermittlung man leicht in bessere Kreise eindringt. Ja, er erkletterte im Sommer zu diesem Zwecke sogar die höchsten Zacken in den Dolomiten, ohne merkbare Beschwerden, wenn es in feiner Gesellschaft geschah.

Diese Neumayers waren überhaupt interessante Menschen. Der Alte, Kommerzialrat, hatte beiläufig dieselbe Laufbahn durchmessen wie Maigrün, aber zu seinem Glück umgekehrt, und war begreiflicherweise nicht wenig stolz darauf, daß er es vom Unteragenten bis zum Fabrikbesitzer — Lederwaren en gros — gebracht hatte. Der Sohn aber betrachtete es als einen Makel der Familie, daß sein Vater Fabrikant war. Bereits im Gymnasium, wenn ihn ein Mitschüler danach fragte, antwortete er: Industrieller, und das blieb er dann auch bis zu Alfreds Verheiratung. Aber nachdem er eine geborene Frank heimgeführt hatte, genügte ihm auch das nicht mehr und er sagte in Zukunft: Großindustrieller. Die geborene Frank ihrerseits, die, wenn sie sich mit Adelsprädikaten übernommen hatte, nachts von der Baronie träumte, war auch mit dem Großindustriellen nicht zufrieden. Sie drang darauf, daß der Schwiegervater seine Unternehmungen in eine Aktiengesellschaft verwandle und ein Gut kaufe. Da sie sehr zäh, sehr geschickt und sehr energisch war, und man ihr diese Eigenschaften nicht ansah — was ihre Wirkung erhöhte —, so setzte sie schließlich ihren Willen auch durch. Tatsächlich ver-

brachte der alte Neumayer die letzten Jahre seines Lebens in einem feuchten und unzweckmäßig adaptierten Schloß in der Nähe von Gutenstein und hatte ein Posthorn auf dem Briefpapier, das seine Schwiegertochter für ihn aussuchte und drucken ließ.

Aber kaum war das gelungen und der Kommerzialrat auf dem Wege vom Fabrikanten zum Landedelmann, als eine andere Gefahr auftauchte, die dem schicken Ehepaar Neumayer auf Rennplätzen und Sportwiesen nicht geringe Sorge machte. Der Alte hatte nämlich zwei solide bürgerliche Eigenschaften, die seiner Nachkommenschaft gefährlich zu werden drohten: er hatte Familiensinn, und er war sparsam. Indem er nun diese beiden Antriebe der Natur in bezug auf Vetter Maigrün miteinander verband, was wäre natürlicher gewesen, als daß er diesen zum Gutsverwalter machte: um so mehr, als es der vernachlässigten Besitzung seit langem an einem gewissenhaften Verwalter fehlte und Vetter Maigrün ebenso vertrauenswürdig als billig zu haben war. Hätte er sich doch auf diese Weise von der ihn in der Großstadt bedrohenden Proletarisierung retten und sozusagen außerhalb der Gesellschaft, deren Gunst er sich verscherzt hatte, mit seiner verblühten Frau und seinen rachitischen Kindern eine neue Existenz beginnen können. Die Gefahr, einen armen Verwandten, samt seinem jämmerlichen Anhang, solcherart dauernd dem gutsherrlichen Leben einverleibt zu sehen, war also sehr groß, und es ließ sich begreifen, daß sich

das junge Paar beizeiten den Kopf zerbrach, wie man ihr am wirksamsten begegnen könnte.

Das beste in solch einem Falle ist eine Beleidigung, dachte Frau Anita Neumayer, geborene Frank, und ging an Frau Maigrün auf der Straße achtlos vorüber. Kurze Zeit darauf ließ Alfred Neumayer, der sich in solchen Dingen ohne jede Verabredung mit seiner Frau ausgezeichnet verstand, einen Privatbrief seines Vetters unbeantwortet. Vetter Maigrün, der in seinem Leben schon viel geschluckt hatte, schluckte auch das. Als aber die Neumayers bald nachher das seit Jahren angestrebte ‚von' erhielten, nahm Joseph die Gelegenheit wahr und gratulierte nicht. Nun hatte Anita das, was sie brauchte, um den Vetter in den Augen des Kommerzialrates zu vernichten: den Beweis seiner Undankbarkeit. „Nicht einmal," sagte sie, wie in solchen Fällen üblich, „nicht einmal eine Karte zu schreiben, findet er der Mühe wert . . ." Der Kommerzialrat nickte düster und unterließ es tatsächlich, einen derartig verkommenen Menschen bei sich anzustellen.

Vielleicht hätte sich diese Spannung, die zum Bruche führte, bei einer Begegnung ausgeglichen. Aber es ist dafür gesorgt, daß die Armen, die in anderen Quartieren wohnen, eine andere Tageseinteilung haben und durch andere Straßen gehen, den Reichen auf ihren Wegen nicht begegnen. Auch Vetter Maigrün begegnete dem eleganten Ehepaar Neumayer nicht mehr, und man legte es ihm als Stolz

aus, wie man ihm das Gegenteil als Zudringlichkeit ausgelegt hätte, und es lag nahe, diesen Stolz, der in keinem Einklang mit seiner Stellung war, als ‚Bettelstolz‘ zu bezeichnen. Hiermit war der Übergang zur Satire von selbst gegeben, man ging weiter in dieser Richtung, erfand zu den vielen Geschäften, die Maigrün ausübte, immer neue, immer komischere hinzu und machte sich bald schonungslos über den Ärmsten lustig. Und Vetter Maigrün schien das zu wissen, ohne daß es ihm jemand gesagt hätte, denn er erwähnte seine Verwandten nicht mehr — nicht anders, als wäre er reich und sie arm gewesen.

Um diese Zeit spielte der Zufall Herrn von Neumayer junior eine Visitenkarte seines Vetters in die Hand, auf der der Reserveleutnant mit Tinte durchgestrichen war. Vetter Maigrün hatte sich hierzu entschlossen, als das mit den Grabsteinen und Kohlenbügeleisen begann, er strich sich, ohne hierzu gezwungen oder aufgefordert zu sein, im kurzen Wege selbst aus der Liste der Offiziere. Aber sein Vetter, wohlwollend, wie man unter Verwandten ist, gab dem Faktum eine andere Deutung und behauptete hinfort, Joseph müsse sich unbedingt etwas haben zuschulden kommen lassen, da er als Offizier ‚geschaßt‘ worden wäre. Obzwar Herr von Neumayer nie gedient hatte, beherrschte er doch, wie man sieht, die militärischen Ausdrücke, soweit man damit im gesellschaftlichen Verkehr imponieren kann.

Von da ab gab es nichts mehr, was man dem

Vetter in der Familie nicht zugetraut haben würde. Hätte man unversehens erfahren, er habe einen Mord begangen, von seinen reichen Verwandten hätte keiner Bedenken getragen, es zu glauben. Man hätte nicht gradezu gesagt: das sieht ihm ähnlich, aber man wäre auch nicht erstaunt gewesen, und der Kommerzialrat, der nach Art alter Herren bei denselben Gelegenheiten stets dieselben Redensarten gebrauchte, würde vermutlich auch in diesem Falle mit philosophischem Gleichmut erklärt haben:

„Das kommt davon, wenn man eine Choristin heiratet . . . “

Vetter Maigrün besaß aus der Zeit, da der Reserveoffizier auf seinen Visitenkarten noch nicht ausgestrichen war, zwei Dinge, die er in Ehren hielt, obzwar seine Frau sie lieber zu Geld machen wollte. Das war eine vollständige Leutnantsuniform und ein Armeerevolver. Die Uniform war freilich nicht mehr viel wert, höchstens noch mit entsprechend abgeänderter Distinktion, als Ausgehuniform für putzsüchtige Unteroffiziere verwendbar. Desto wertvoller war der Revolver; der aber war es auch für Maigrün.

Er hielt ihn oft in Händen und in den letzten Jahren immer öfter, wenn ihn die Not des Lebens bedrängte, wenn die Kinder krank waren, wenn er ohne Stellung war, wenn ihm Geschäfte mißglückten, wenn ihm die Lieferanten, erbärmlicher Beträge

wegen, das Haus einrannten, wenn der Erste eines Zinsmonates da war und man den Zins nicht beisammen hatte, wenn man wieder einmal vor der Delogierung stand und, während man über den Brief an den Hausherrn nachdachte, und wie weit man gehen könne, ohne seiner Menschenwürde etwas zu vergeben, nebenan gezankt, Klavier gespielt, Türen geschlagen, Teppiche geklopft wurden und über all dem wüsten Lärm eines Proletarierhauses, in dem sich die Menschen hassen, weil sie zu nah beieinander wohnen, plötzlich die gereizte Stimme der Frau Maigrün ertönte, und durch den Küchengeruch, der die ganze Wohnung durchzog, kreischend an das Ohr des Gatten schlug: In allen diesen Fällen, ganz besonders aber, wenn Frau Maigrün schrie, war es ihm ein Trost, einen Revolver im Hause zu haben, mit dem man auf eine einwandfreie Art jederzeit ihrem Geschrei ein Ende setzen konnte.

Es war nämlich merkwürdig, und Vetter Maigrün dachte, vom Küchengeruch seines Wohnzimmers umwittert, oft darüber nach, woher es kommen mochte, daß er die Sängerin, seitdem er sie geheiratet hatte, nur noch schreien hörte. Aber es war eine Tatsache und nichts daran zu ändern. Im Anfang, in den allerersten Zeiten, hatte sie noch hin und wieder gesungen, zu Maigrüns Begleitung, dann aber war der Flügel gesperrt, später verkauft worden, und schließlich zerrissen die Kinder auch noch die Noten. In all den Jahren kam kein musikalischer Ton mehr aus

Lilly Maigrüns Kehle, die äußerlich verfettet, innerlich verödet zu sein schien und in nichts mehr an den umworbenen weißen Hals einer blonden, jungen Theaterdame erinnerte. Lillys Schönheit hielt den Jahren ebensowenig stand wie ihre Stimme. Nach zehnjähriger Ehe sah sie aus wie eine Köchin — ohne kochen zu können —, hatte ein fleischiges, ordinäres Gesicht, rote Hände, die sie nach Art kleinbürgerlicher Frauen beim Sprechen versteckte, und einen, von ihrem dünnen blonden Haar höchst ungenügend zugedeckten Chignon, der immer schief auf ihrem Scheitel saß und auf der einen Seite mehr hervorstand als auf der anderen. Auch wenn Joseph Maigrün diesen gräßlichen alten Chignon an Stelle törichter junger Löckchen die Sinnlosigkeit des von ihm gebrachten Opfers glanzlos bescheinigen sah, dachte er mit einer letzten tiefen Beruhigung an den im Schrank verwahrten Revolver.

In den letzten Tagen vor Ausbruch des Krieges aber beschäftigte er sich besonders lebhaft mit dieser Möglichkeit, die immer mehr Wahrscheinlichkeit, ja Gewißheit für ihn gewann. Er sah keinen anderen Ausweg mehr, dem sich häufenden Elend zu entrinnen, und dieser Ausweg war so bequem! Er dachte an seinen Vater, er dachte an seine Kinder: schon um diese zu versorgen, mußte er es tun; denn auf welche andere Weise hätte er seine reichen Verwandten dazu vermögen können, sich ihrer anzunehmen?

Da brach der Krieg aus und Vetter Maigrün,

der immer Pflichtgefühl besessen, blieb am Leben. Er legte den Revolver hin und nahm seine Uniform aus dem rückwärtigen Winkel des Kleiderkastens, wo sie seit Jahren wie ein militärisches Gespenst gehangen hatte. Sie war ihm aber in all der Zeit keineswegs zu eng geworden wie den meisten seiner Altersgenossen, sondern im Gegenteil zu weit, denn die Armut erhält den Menschen schlank, wenn schon nicht jung, und so schlotterte das bunte Tuch höchst aristokratisch um Joseph Maigrüns dürre, hohe Gestalt. Im Anfang kam er sich darin wie verkleidet vor; er hatte schülerhafte Bewegungen und eine befangene Haltung. Jedoch schon eine halbe Stunde später, als er durch die aufgeregten Vorstadtstraßen, die in der Sommersonne zu sieden schienen, den Weg zur Stadt einschlug, festigte sich sein Auftreten. Eine kleine Wachabteilung, geführt von einem Unteroffizier, kreuzte seinen Weg und leistete im Vorbeimarschieren die Ehrenbezeugung. „Zug — rechts schaut!" kommandierte der Unteroffizier, die Hände der Soldaten klatschten an die Kolben, ihre Körper streckten sich in die Höhe und nach vorn, und ein einziger, gleichzeitiger, fast hörbarer Ruck hatte ihre Köpfe nach rechts gedreht. Joseph Maigrün blieb stehen und schaute in dreißig Männeraugen, die ihn alle mit demselben, ernsten, großen Blick anstarrten. Und von diesem Augenblick angefangen, war er wieder Offizier.

Als Offizier wußte er, was er zu tun hatte. Er

ging zum Landsturm-Oberkommando, meldete sich und wurde abgewiesen. Seine Altersklasse, die Vierundvierzigjährigen, kam noch lange nicht an die Reihe, man forderte ihn auf, sich bereitzuhalten und seine Einberufung ruhig abzuwarten.

Enttäuscht, um eine Hoffnung geprellt, die für ihn mehr bedeutete als für tausend andere, stieg er die Treppe wieder hinunter. Allein er hatte Glück, wie er es seit Jahren nicht mehr gehabt hatte, denn unten angelangt, begegnete ihm ein höherer General, der eben die Treppe hinauf wollte. Es war sein ehemaliger Oberst, jetzt Divisionär, der Maigrün von den Waffenübungen her kannte. Er erkannte ihn, sprach ihn an, fragte ihn nach seiner Kriegsbestimmung. Maigrün antwortete, daß er sich freiwillig gemeldet, und daß man ihn zurückgewiesen hätte. Während er sprach, betrachtete ihn der General von oben bis unten, hob dann wieder den Kopf und schaute ihm ins Gesicht, mit jenem gewissen militärischen Rekognoszierungsblick, der ein Menschengesicht durchforscht, wie eine Landschaft. „Gesund?" fragte er gleichzeitig. „Gesund!" erwiderte Maigrün. „Wie alt?" „Vierundvierzig!" „Beruf?" „Keinen rechten, Exzellenz." Der General nickte, als ob er das erwartet hätte. Dann sagte er, die rechte Hand mit hakenförmig gekrümmtem Zeigefinger emporschnellend, was ein verkürztes Salutieren bedeutete, zu dem erwartungsvoll dastehenden Maigrün: „Melden Sie sich morgen früh bei mir!" und ging eilig weiter.

Zwei Tage später war Maigrün eingereiht. Er erhielt einen Equipierungsbeitrag, der ihn in Stand setzen sollte, seine militärische Ausrüstung zu vervollständigen, und ging, in dieser Absicht, zum ersten Mal seit Jahren, mit leidlich gefüllter Brieftasche und von allen kleinlichen Sorgen befreit, ruhigen, besonnenen Schrittes, wie ein Mann geht, der sich eins mit seinem Berufe weiß, durch die ihm fast fremd gewordenen Straßen der Inneren Stadt.

Er begegnete auf diesem Wege vielen ehemaligen Bekannten, unter anderen auch seinem Vetter Alfred, der eben mit seiner Frau, der geborenen Frank, aufgeregt über den Graben spazierte. Die beiden waren am selben Morgen von St. Moritz zurückgekommen, woselbst sie, wie alljährlich, bei Golf und Hockey aristokratische Bekanntschaften zu machen trachteten, bis dann die sich überstürzenden Weltereignisse ihren Kombinationen ein Ende setzten, und sie zu einer wenig bequemen Rückreise zwangen. Sie waren erfüllt von ihren Eindrücken und Erlebnissen und hatten das Bedürfnis, davon zu sprechen.

Teils aus diesem Grunde, teils auch, weil er ihn in Uniform daherkommen sah, grüßte Alfred, der in den letzten Tagen seine Ansichten über die Nützlichkeit der Reserveoffiziere radikal geändert hatte, seinen Vetter bedeutend freundlicher, als es seinem eigenen Geldrang und Maigrüns bisherigen Glücksumständen entsprach, ja er schien sogar nicht abgeneigt, ein paar freundliche Worte mit ihm zu wechseln. Und auch

seine Frau Anita zog ihn nicht am Arm wie sonst bei solchen Begegnungen, sondern verlangsamte ihren Schritt in beinahe huldreicher Weise. Das Volkstümliche lag jetzt in der Luft, und Frau Anita, die immer eine feine Witterung für die kommende Mode besessen hatte, spürte das. Aber Vetter Maigrün schien es nicht zu spüren, denn er ging mit militärischer Entschlossenheit an dem eleganten Paar vorüber, ohne sich im geringsten um dessen Reiseerlebnisse zu bekümmern.

Nichtsdestoweniger machte die gute Anita einige Tage später, als Joseph bereits zur Front abgegangen war, seiner Frau einen Besuch. Das Volkstümliche lag, wie gesagt, in der Luft, und den Damen des Roten Kreuzes, zu denen die geborene Frank in Bälde zu gehören hoffte, stand es nicht übel an, wenn sie sich ein wenig populär machten. Außerdem war Vetter Maigrün der einzige Soldat in der Familie, und es war in solchen Zeiten nicht nur nützlich, sondern auch dekorativ, einen waffentragenden Verwandten zu haben. Ein Reiteroberst wäre Frau Anita allerdings lieber gewesen, doch begnügte sie sich in Ermangelung eines solchen auch mit einem Infanterieleutnant.

Unter den vielen Hunderttausenden, die in diesen wildbewegten Tagen mit blitzenden Augen, mit glühenden Wangen und fliegenden Pulsen zur Front

strebten, waren nur wenige, die nicht bereit waren, ihr Leben einzusetzen. Aber es waren auf der anderen Seite auch nur wenige, die so völlig entschlossen waren, zu sterben, wie Vetter Maigrün.

Er hatte mit dem Leben abgeschlossen, bevor der Krieg ausbrach, und er erwartete für sich persönlich, für sein jämmerliches Einzelschicksal, nichts von seinem Ende. Indem er einer feindlichen Kugel überließ, das zu bewirken, was er vor wenigen Tagen selbst hatte bewirken wollen, glaubte er nichts anderes getan zu haben, als was ihm seine Pflicht als Reserveoffizier gebot. Und er tat es leichteren Herzens als die allermeisten, weil er nichts zu verlieren hatte und das Schlimmste nicht zu fürchten brauchte. Dieses sogenannte Schlimmste war es ja gerade, was ihn in den Krieg lockte: er hatte sein Licht ausblasen wollen, nun stellte er es in den großen Sturm hinaus, der es verlöschen mochte.

So war Vetter Maigrün nicht nur tapfer, wie andere auch, sondern auf eine ganz eigentümliche, heitere und todesmutige Art tapfer. Seine Pflicht als Offizier schrieb ihm freilich vor, sich zu decken, wo immer Deckung möglich war, und er tat es, weil es unökonomisch und dem militärischen Zweck zuwiderlaufend gewesen wäre, sein Leben zwecklos zu vergeuden. Aber sobald die höhere Pflicht des Führers irgendwo, irgendwann, das Gegenteil vom einzelnen verlangte: daß er sich aussetze, die Gefahr auf sich ziehe, da war Joseph Maigrün der erste, dies zu tun. Er

meldete sich freiwillig zu den gefährlichsten Patrouillegängen; er beherrschte bei Sturmangriffen die ihm unterstellte Truppe durch die vollkommene Gefaßtheit, mit der er in einem Schauer todbringender Geschosse das Ziel im Auge behielt, und sich ihm, ohne jemals die Ruhe einen Augenblick zu verlieren, Schritt für Schritt wie im Manövergelände näherte; er ließ im Schützengraben Granaten neben sich einschlagen, ohne den angefangenen Satz eine Sekunde länger, als der Lärm dauerte, zu unterbrechen; er zündete sich im Schrapnellfeuer gleichmütig eine Zigarette um die andere an, wenn er welche hatte; und er betrat, gleich zu Beginn des Feldzuges, bei Erstürmung einer Ortschaft, als der erste von seinem Bataillon ein einzelstehendes, von Waffen starrendes Haus, um der verblüfften Besatzung zu erklären, daß sie umzingelt, und daß ihr Widerstand völlig nutzlos wäre.

Es war nicht immer nur das tödliche Blei oder Eisen, dem es zu begegnen galt, auch hundert andere Gefahren warteten auf die im Feindesland vordringende Truppe: Flatterminen, auf die man treten, Hinterhalte, in die man geraten, verseuchte Unterkünfte, die man beziehen, vergiftetes Wasser, das man trinken konnte. Einmal, nach einem vielstündigen Marsch im glühenden Sonnenbrande, kam die seit Tagen ungelabte, dem Verdursten nahe Truppe gegen abend zu einer Quelle. Es war strenger Befehl ergangen, die Brunnen, bevor man daraus trank, genau zu untersuchen und insbesondere das als besonders gefähr-

lich bezeichnete stehende Quellwasser, wenn es frisch und von grünlicher Farbe wäre, nach Tunlichkeit zu vermeiden. Das vorgefundene Wasser entsprach ziemlich genau dieser Beschreibung, es füllte eine beckenförmige Mulde im Boden, war klar, frisch und grünlich. Wie es in der Geschwindigkeit gewissenhaft untersuchen und wie die verschmachtenden Soldaten von seinem Genuß abhalten? Man mußte sich rasch entscheiden, irgend jemand mußte das Wasser kosten, um es zu erproben. Leutnant Maigrün tat es und trank heiter, wie Sokrates den Schierling, einen Becher der absinthfarbenen Flüssigkeit in sich hinein. Dann setzte er sich an den Brunnenrand und erzählte seinen Kameraden Geschichten . . . Nach einer halben Stunde, da er nicht zu erzählen aufhörte, wußte man, daß das Wasser ungefährlich wäre.

Wie in diesem Falle, ging es ihm auch sonst: es geschah ihm nichts, er war wie gefeit gegen den Tod, obwohl oder gerade vielleicht weil er ihn suchte. Der Tod erfüllt ebenso ungern ein Programm wie das Leben; er liebt es, zu überraschen, überfällt die Ahnungslosen, die sich Sträubenden, kommt unerwartet und geht wider Erwarten vorbei. In Maigrüns Kompagnie diente ein Fähnrich, der einzige Sohn einer Witwe, Kunsthistoriker: er fiel beim ersten Gefecht, am dritten Tage. Ein Oberleutnant, der die Halbkompagnie führte, wurde, unmittelbar neben Maigrün stehend, derart von einer einschlagenden Granate atomisiert, daß nichts von ihm übrig blieb

als ein Spritzer Blut auf Maigrüns rechtem Blusenärmel. Er selbst blieb unbeschädigt und war es, obwohl er fast täglich im Feuer stand, nach vier Monaten noch immer. Um diese Zeit waren zwei Drittel der Offiziere seines Regiments tot oder verwundet, von dem Rest die Hälfte krank. Maigrün gehörte zu den Unverletzten und Gesunden. Er hatte Hoffnung auf das Signum laudis, war Oberleutnant, und sah, wenn die Verpflegung ein paar Tage lang regelmäßig von statten ging, besser aus als in den letzten zehn Jahren.

In der Familie nahm man lebhaften Anteil an seinem Geschick. Er schrieb seiner Frau, so oft er konnte, trotz des verschobenen Chignons, denn in der Ferne verlor sich das, und andere, entscheidendere Eigenschaften gewannen die Oberhand, und diese Briefe, von Maigrüns jüngstem Söhnchen unter Aufsicht der Mutter sorgfältig kopiert, wanderten dann bei den Verwandten von Hand zu Hand. Sie lagen auf dem Schreibtisch des Kommerzialrates, Herr von Neumayer junior trug sie in der wildledernen Brieftasche, und seine Frau Anita verlas sie in ihrem Spital, wann immer sie einer Zuhörerin habhaft werden konnte.

Die geborene Frank erfüllte hiermit zunächst nur eine Pflicht der Dankbarkeit; denn einer Zeile in einem Feldpostbriefe Maigrüns verdankte sie ihre jetzige Stellung in einem der von den Damen der Gesellschaft umworbensten Spitäler Wiens. Im An-

fang hatte sie in einem mehr peripherisch gelegenen gedient, noch dazu in der Wäschekammer, wo man weniger bemerkt wird. Frau Anita aber wollte pflegen, schwere Fälle womöglich, und in guter Gesellschaft. Sie hatte auch schon etwas Derartiges ins Auge gefaßt, ein in einem fürstlichen Palais untergebrachtes Rotes-Kreuz-Spital, dem eine Gräfin vorstand und in dem es von Baroninnen nur so wimmelte. Doch war es nicht leicht für sie, an die Gräfin heranzukommen, obwohl sie ihr vorgestellt war. Bis ihr dann eines Tages Vetter Maigrün unbewußt zuhilfe kam, indem er den Sohn der Gräfin, der den Stabszug seiner Division kommandierte, in einer Weise erwähnte, die das Gerücht, daß der junge Graf schwer verwundet, wenn nicht gar gefallen wäre, unzweideutig widerlegte. Anita, die eben wieder, um sich populär zu machen, Frau Lilly Maigrün besucht hatte, wußte um dieses Gerücht, wie um alles, was in den bevorzugten Kreisen vorging, und sie hatte Grund anzunehmen, daß auch die Gräfin davon wußte. Rasch entschlossen fuhr sie zu ihr ins Spital und zeigte ihr den Brief ihres Vetters. Die alte Dame hatte Tränen in den Augen, als sie ihn ihr zurückgab, und stellte in der Folge Anita um so lieber in ihrem Machtbereich an, als diese, wie Streber meistens, solang sie sich zusammennehmen, in dem neuen Pflegerinnenberuf sehr tüchtig und geschickt war.

Von diesem ursächlichen Zusammenhang abgesehen, aus dem hervorgeht, wie nützlich es unter Um-

ständen sein kann, sich populär zu machen, hatte die Verwandtschaft mit Vetter Maigrün auch sonst Vorteile, die die geborene Frank rasch herausspürte. Denn obzwar sie jetzt in dem schmalgestreiften Pflegerinnengewand zwischen Krankenbetten herumging und den von ihr heiß angestrebten Lysolgeruch ausströmte, wurde sie doch in dem Kreise, dem sie sich angeschlossen hatte, nicht ganz ernst genommen. Sie fühlte das und trachtete einem gewissen Mißtrauen, das ihr seitens der anderen Damen entgegengebracht wurde, dadurch zu begegnen, daß sie möglichst viel und häufig von ihrem Vetter sprach. Dadurch lenkte sie auch die Aufmerksamkeit von ihrem Gatten ab, der, obwohl bedeutend jünger, noch nicht eingerückt war. Ohnehin wäre es dem alten Kommerzialrat jetzt lieber gewesen, wenn er noch Industrieller statt Gutsbesitzer gewesen wäre und der Sohn die Möglichkeit gehabt hätte, als Armeelieferant dem Vaterland zu dienen. Herr von Neumayer junior freilich verachtete den Kaufmannsstand, aus dem er hervorgegangen war, dermaßen, daß er sogar im Kriege, wenngleich als Nicht-Assentierter, den Heldentod der Schande, ein Industrieller zu heißen, wenigstens theoretisch vorzog.

All das kam jetzt Maigrün und mittelbar auch seiner Frau zustatten. Nicht nur, daß sie immer häufiger den Besuch ihrer Cousine empfing man erinnerte sich auch bei zunehmendem Heldenruhm Maigrüns, daß seine Frau eine Sängerin war. Frau Anita

war es, die hier vermittelnd eingriff, indem sie bei einer Wohltätigkeitsakademie als Komiteedame ihre Cousine, die sie nichts kostete, für den gesanglichen Teil in Vorschlag brachte. Maigrün war eben Oberleutnant geworden, es stand in der Zeitung, und so konnte sich auch die ehemalige Choristin plötzlich sehen lassen. Übrigens war sie das nie gewesen, Choristin nämlich, wie jetzt die Neumayerischen ihren Bekannten ungefragt versicherten; sondern sie hatte Solopartien in berühmten Opern gesungen, bis sie dann eines Tages der Liebe zu Maigrün ihre schöne Stimme opferte ... Das schönste an dieser rührenden Legende aber war, daß, wie sich bei dem Konzert herausstellte, Lillys Stimme wirklich schön war. Sie sang in einem älteren Abendkleid ihrer Base, das diese dem Krieg zum Opfer brachte, mehrere Lieder, darunter die ‚Soldatenbraut', und sie hatte mit der letzten Strophe:

‚Ach wenn's doch der König nur wüßt,
Wie tapfer mein Schätzelein ist ...'

einen solchen Erfolg, daß sie immer wieder herauskommen und schließlich Mozarts ‚Ihr, die ihr Triebe ...' zugeben mußte.

Am nächsten Morgen nahm Frau Anita im Spital Beglückwünschungen, die ihr von allen Seiten zuströmten, mit gewinnender Schlichtheit entgegen. Sie konnte nämlich auch schlicht sein, wenn sie es darauf anlegte, und imitierte bereits die leichte Art der Gräfinnen, indem sie beispielsweise den in dieser Rich-

tung dargebrachten Komplimenten mit der Bemerkung zuvorkam:

„Nicht wahr, hübsch hat s' g'sungen?"

Wobei sie, aus purer Leutseligkeit, ein e verschlang, ‚g'sungen' statt ‚gesungen' sagte . . .

Nicht anders hielt es ihr Gatte, dem man gleichzeitig zur Beförderung Maigrüns gratulierte. Herr von Neumayer war um diese Zeit bereits gemustert und behalten worden, trotz seiner nervösen Herzzustände. Er war ein gewöhnlicher Landsturmmann, Maigrün Oberleutnant, und so war es begreiflich, daß der in die militärischen Geheimnisse noch Uneingeweihte nur mit einem kleidsamen Respekt von seinem kriegstüchtigen Verwandten sprach. Auch vergaß er, wann immer er es tat, niemals, seiner Charge zu erwähnen, von der ein Glanz auf die ganze Familie zurückfiel. Er sagte: ‚Mein Vetter, der Oberleutnant!' nicht anders, als er in den letzten Jahren: ‚Mein Vetter, der Reserveleutnant', gesagt hatte — nur freilich in einem anderen Tone, der den geänderten Zeitumständen entsprach.

Schließlich wollte auch der alte Kommerzialrat an Loyalität hinter seinen Kindern nicht zurückbleiben. Er nahm einen Wagen und fuhr zu Frau Maigrün, um ihr zu Josephs Auszeichnung und zu ihrem eigenen überraschenden Hervortreten Glück zu wünschen. Aber wie staunte er, als er, von der aufgeregten Magd eingeführt, bei seiner Nichte, die er noch gar nicht kannte, seiner Gutsnachbarin begegnete, einer

Baronin, mit der er seit Jahren bekannt zu werden wünschte. Trotz der natürlichen Sicherheit des Self-made-Mannes, der sich in den überraschenden Situationen des Lebens rascher zurechtfindet, und als Autodidakt der guten Erziehung, die er sich im Wege des Selbstunterrichtes aus einem kleinen Plötz der Manieren angeeignet zu haben scheint, um ein Benehmen nie verlegen ist: trotzdem geriet der alte Kommerzialrat in dieser Lage ein wenig außer Fassung.

„O, du hast Gesellschaft!“ stotterte er ziemlich verwirrt zu seiner Nichte, obwohl er ihr eigentlich ‚Sie‘ hatte sagen wollen. Aber das ging nicht wegen der Baronin.

Indessen klärte sich diese so unwahrscheinliche Begegnung in einer die Vernunft befriedigenden Weise auf.

Neumayers Gutsnachbarin, ein älteres Fräulein und Stiftsdame, die zurzeit, ebenso wie der Kommerzialrat, ihren Landsitz aufgegeben hatte und in einem Spital als Vorstandsdame tätig war, wünschte für die nahe bevorstehende Weihnachtsbescherung sich der gesanglichen Mitwirkung der Frau Lilly Maigrün zu versichern. Lilly sagte, ihre abgearbeiteten Hände nach Möglichkeit zusammenziehend und in den Falten ihres Kleides versteckend, in sichtlicher Verwirrung zu und dachte dabei an nichts anderes als an ihren Chignon, der, auf Vormittagsbesuche nicht gefaßt, in diesem Augenblick gewiß wieder einmal besonders schief stand. Aber die Baronin, die selber dünnes

Haar hatte, schien sich darum nicht zu kümmern, sondern verlangte Maigrüns Kinder zu sehen. Sie beschenkte sie, gab jedem einzelnen die Hand und machte der Mutter Komplimente. Schließlich wandte sie sich auch an den Kommerzialrat, der, er wußte nicht wie, in eine Familienszene hineingeraten war, und bemerkte, aufstehend, in bezug auf den abwesenden Maigrün, den sie für seinen Sohn hielt: „Famos schlagt sich Ihr Herr Sohn . . . Und Oberleutnant ist er auch g'worden, nach so kurzer Zeit! . . . Sie können wirklich stolz sein, Herr von Maigrün!"

Der Kommerzialrat war wahrheitsliebend, im Gegensatz zu seinen Kindern. Er sagte daher:

„Verzeihung, Frau Baronin! Ich heiße Neumayer und Maigrün ist mein Neffe."

Und nur um diese schroffe Richtigstellung am Beginn einer Bekanntschaft etwas zu mildern, aus Erziehung also, fügte er noch hinzu: „Im übrigen bin ich stolz auf ihn, als ob er mein Sohn wäre!"

Was auch vollkommen richtig war, wenngleich erst seit einigen Wochen.

Joseph Maigrün, der seine Heldenlaufbahn auf dem südlichen Kriegsschauplatze verheißungsvoll begonnen hatte, kam dann, infolge einer Truppenverschiebung nach Norden und hatte als Oberleutnant Gelegenheit, an den mörderischen Dezemberschlachten am San teilzunehmen.

Nachdem er im Anfange des Feldzuges vor Hitze beinahe verschmachtet war, ging er in der Folge an der Kälte und Nässe beinahe zugrunde. Doch überstand er schließlich auch das, zeichnete sich wiederholt aus und sollte eben das Signum laudis, für das ihn der Oberst eingegeben hatte, erhalten, als ein in seinen Schützengraben einschlagender Granatenvolltreffer seinem Leben neuerdings eine überraschende Richtung gab.

Zunächst verbrachte er zwölf Stunden unter der Erde, in einem stockfinsteren Loch, das sich um ihn und die Leichen einiger Kameraden herum in dem eingestürzten Schützengraben gebildet hatte. Es war, als ob der Tod eine Generalprobe seines Begräbnisses hätte veranstalten wollen, und er empfand es auch so, als man ihn schließlich wieder glücklich ans Licht geschaufelt hatte.

Er war äußerlich unverletzt, vermochte sich aber nicht auf den Beinen zu halten. Man gab ihn an die nächste Sanitätsanstalt ab und sandte ihn, ein paar Tage später, als sich sein Zustand nicht besserte, und der Verdacht innerer Verletzungen nahe lag, obgleich er unverwundet war, mit einem Verwundetentransport nach Wien.

So langte Vetter Maigrün im fünften Monate des Krieges wiederum in Wien an. Zwei Tage früher war sein Vetter Alfred von dort aus zur Ausbildung nach Bruck abgegangen. Sie konnten sich nicht mehr sehen, und niemand bedauerte das lebhafter als Alfred.

Anita bestellte seine Grüße, noch an der Bahn, wo sie Joseph an der Seite des Kommerzialrates mit anderen Damen vom Roten Kreuz erwartete. Dann begleitete sie ihn, links von Lilly sitzend, ins Spital. Die Baronin, Lillys neue Gönnerin, hatte zwar, gleichfalls an der Bahn, einen Platz in dem ihrigen angeboten. Aber Frau Anita, als die Geschicktere, siegte; Maigrün kam auf ihre Abteilung.

Hierdurch ging er nun allerdings des Vergnügens verlustig, seine Frau bei der unmittelbar bevorstehenden Weihnachtsfeier singen zu hören. Anita jedoch, die an alles dachte, wußte auch in diesem Punkte Rat: drei Tage später fand in ihrem Spital und in Gegenwart einer hohen Persönlichkeit dieselbe Feier noch einmal statt. Und es war nur natürlich, daß Lilly, die der Krieg als Sängerin geradezu in die Mode brachte, hierbei wiederum mitwirken mußte.

Die geborene Frank wußte, was sie tat, als sie trotz Maigrüns mehr als leidendem Zustand Lillys Zusage erlangte. Es handelte sich um Alfred, der zwar durchaus auch an die Front wollte, den aber Anita, der vornehmen Gesellschaft wegen, lieber bei der Automobilkolonne gewußt hätte. Das bezügliche Gesuch war bereits unterwegs, und ein mit dem Signum laudis ausgezeichneter schwerverwundeter Offizier, der zur Familie gehörte, und dessen Frau patriotische Lieder sang, konnte es möglicherweise um so wirk-

samer unterstützen, wenn es gelang, die beim Konzert anwesende hohe Persönlichkeit in taktvoller Weise auf den kranken Maigrün und damit auch auf seinen gesunden Vetter aufmerksam zu machen. Und auch hierfür hatte Frau Anita bereits ihren Plan, dessen Ausführung allerdings davon abhing, daß Lilly sang. Lilly sang also.

Am Ende war es Maigrün selbst, der sie dazu gedrängt hatte. Er hatte sie so lange nicht gehört, und er hatte nun die beste Gelegenheit dazu, von seiner ‚Loge' aus, wie er den schmalen Verschlag nannte, in dem sein Offiziersbett stand, und der an den großen Krankensaal unmittelbar anstieß. „Sing nur, sing!" hatte er gesagt und ihren verschobenen Chignon zärtlich betrachtet.

Auch der Chefarzt zuckte nur die Achseln, als ihn Lilly fragte, ob sie nicht vielleicht doch lieber absagen sollte. Am Morgen, sagte er, hätte er den Oberleutnant ja allerdings ziemlich schwach gefunden, aber jetzt wäre er um eine Kleinigkeit frischer.

Tatsache war, daß Vetter Maigrün sich so fühlte. Während drinnen die Feier ihren Anfang nahm, und die ersten Harmoniumklänge zu ihm herüberdrangen, vergingen fast alle seine Schmerzen, an denen er in den letzten Tagen noch gelitten hatte, und sein Leben zog, rhythmisch getragen, in einer Art Verklärung an ihm vorüber: die Kunstblumenzeiten und die noch härteren der Grabsteine, da Lilly nie mehr gesungen hatte. Jetzt sang sie wieder, er erkannte ihre Stimme

sogleich, obwohl sie um vieles reiner klang, als dazumal in den elenden Operetten, und echte Blumen dufteten neben seinem Lager in seine Träume hinein, und das Signum laudis lag auf seiner Brust, obgleich er sich selbst aus der Liste der Reserveoffiziere gestrichen hatte, und bescheinigte die Tatsache, daß es nicht mehr der Profit allein war, der in einer entgötterten Welt regierte, und das Geld nicht alles. Und Vetter Maigrün streckte sich, während der Gesang seiner Frau immer höher schwebte, wohlig aus, in seinem reinen, weißen Offiziersbett, beglückt bis zuletzt: denn es war doch um soviel schöner jetzt, als es damals, vor fünf Monaten mit dem Armeerevolver gewesen wäre.

Frau Anita kam etwas zu spät. Sie war der Erzherzogin bereits vorgestellt worden, und sie wollte die hohe Frau auf ihrem Rundgang hier erwarten, am Lager ihres Vetters, dem sie ihr Weihnachtsgeschenk eben überreicht hatte. Es war passend gewählt, ein goldener Lorbeerkranz, auf dem nichts eingraviert war als die Namen seiner reichen Verwandten und der schlichte Vermerk: ‚Unserem Helden!‘ Die Idee war vom Kommerzialrat, die bescheidene Widmung aber von Frau Anita; sie war ja jetzt schlicht und wurde täglich schlichter.

Aber es gelang ihr nicht mehr, ihm diesen Kranz aufzusetzen. Denn als sie sich seinem Lager näherte, lag er da, sein schmales, nobles Gesicht weit zurückgebogen, hoheitsvoll, abweisend, mit einem Lächeln, das deutlich zu sagen schien:

‚Nicht für euch bin ich gestorben! — Nicht für euch!' . . .

Es blieb Anita nichts anderes übrig, als den Kranz für Alfreds spätere Rückkehr aufzubewahren . . . Alfred wird seinen armen Vetter beerben.



